Die Verschüttung im Hauenstein

by: Fröhlich, Abraham Emanuel

Zürich, Göttingen; 1858

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: gdz@www.sub.uni-goettingen.de

Die Verschüttung

im

Hauenstein.

Eine Erzählung

von

A. E. Fröhlich.

Zürich,
Druck und Verlag von Friedrich Schultheß.
1858.

Die Verschüttung im Hauenstein.

Auf der Sommerau bei Oberhofen im Schwarzwald schaute Margarita, die Magd des reichen Bauers, seit einigen Tagen öfter von der Arbeit weg auf die Landstraße hin, welche über die westliche Höhe jenseits ins ebnere Land hinunter führt. Wie sie hübsch, gesund und kräftig war, hatte auch ihr schönes, schwarzes Auge eine besondere Stärke, und sie konnte die ganze Stunde weit, da wo die Straße durch die Waldlücke auf die Hochebene steigt, nicht nur einen Wagen heraufkommen sehen und sagen, mit wie viel Pferden er bespannt sei, sie gab auch die Zahl der in den Einschnitt des Waldes tretenden Wanderer an und fast auf eine halbe Stunde weit unterschied sie die einzelnen Bekannten. Vom Felde und Brunnen, aus dem Stall, der Scheune und Küche schaute sie so seit einigen Tagen zumal am Abend auf die Landstraße hin, und da es gerade Vollmond war, dann noch lange aus ihrer Kammer, deren Fenster gen Abend sah über die flacheren Hügel und die breiten Felder und hinter diesen zur westlichen Waldhöhe und deren Landstraße. Aber wie sie da aus ihrem Fenster zwischen Rosmarin und Blumen in die helle Nacht hinausschaute, die Sterne höher stiegen und der Mond endlich über dem Walde unterging und die Straße daher nicht kam, wonach sie sich sehnte, dann seufzte sie wieder, ihr Auge wurde naß und sie sagte: „Soll es denn

so sein, so stärke du mich, himmlischer Vater, daß ich nicht wider dich murre; laß mich nicht verzweifeln; stärke mich in dem Glauben, daß auch dunkle Pfade, die du mich leiten willst, die einzigen Wege seien zu meinem Heile, und daß du mich die rechten Straßen führest um deines Namens willen." Nach wem hinaus schaute denn so die schöne Margarita?

Neben ihr diente auf der Sommerau der Knecht Andreas. Sie hatten sich herzlich lieb und waren verlobt. Nun aber hatte Andreas schon vor mehreren Tagen nach Karlsruhe hinunter reisen müssen; er sollte um den Kriegsdienst das Loos ziehen. Auch der Bauer sah ihn ungern gehen. Er hatte, ohne daß es Andreas wußte, mancherlei versucht, ihn von dem Ziehen des Looses zu befreien und ihn bei sich behalten zu können. Denn Andreas war ihm überaus nützlich, nicht leicht verstand ein Landmann den Feldbau, die Viehzucht und die Besorgung der Pferde besser, er konnte auch gut lesen und schreiben und galt unter den Bauern für einen Gelehrten, weil er so viel wußte und las; nicht leicht war ein Knecht treuer und fleißiger als Andreas; auch war er stets unverdrossen, heiter und aufgeweckt, sang und pfiff oft den ganzen Tag: seine Freude und sein Glück war ihm seine Margarita. Dem Bauer wäre es durch die ihm verpflichteten Vorgesetzten wohl noch gelungen, den Andreas vom loosen zu befreien; wie dieser aber von solchen Umtrieben etwas merkte, sagte er: „Dazu gebe ich mich nicht hin; ich will von meinen Kameraden weder gehaßt noch verhöhnt sein, als sei ich zum Kriegsdienst untauglich oder feig: am Ende mißgönnt mich der Meister dem Großherzog und dienen muß ich in allewege. Ich will auf geraden Wegen gehen und wohin mich Gott führt."

Dieß konnte auch Margarita nur billigen. „Daß ich lieber bei dir bleibe und täglich um dich, ſagte er, und tauſend Mal lieber hier wäre als in der Kaſerne, und lieber in Feld und Stall als auf dem Exerzier- und Paradeplatz, ach das weißt du ſchon. Aber alles, wie Gott will!“ Und ſo nahmen ſie von einander Abſchied; er gefaßter unterdrückte ſeinen Schmerz, ſie aber küßte ihn noch unter vielen Thränen.

„Ich fürchte“, ſagte der Bauer, als Andreas ging, „du bleibſt doch in Karlsruhe ſtecken; ſie werden die Looſe wohl ſo ſchütteln, daß es dich trifft. Du biſt ein Kerl, wie ſie wenige haben, ſo hoch, breit und ſtark, du würdeſt einer der erſten unter den Gardeküraſſieren. Willſt du dem entgehen, zeige nur nicht, daß du jetzt ſchon gut reiten und mit den Pferden wohl umzugehen weißt. Uebrigens hätteſt du's hier allewege beſſer; nicht wahr Margarita? Auch iſt die Koſt auf der Sommerau eine beſſere als in der Kaſerne, nicht minder die Löhnung.“ „Dieſe“, ſagte Andreas, „hält mich wahrlich nicht auf der Sommerau; und komme ich zurück, ſo ſoll dann über unſern künftigen Lohn auch noch ein Wörtlein geſprochen werden.“ „Darüber kennſt du meinen Willen“, antwortete der Bauer: „Knechte und Mägde hat's überall zur Auswahl.“ „Ich weiß“, ſagte Andreas, „wenn euere Roſſe, Kühe, Ochſen reden könnten, ſie würden zum Abſchied mir etwas Vernünftigeres ſagen; und ja von ihnen will ich auch noch Abſchied nehmen.“ Und ſo ging er in den Stall und ſprach zutraulich mit jedem Thiere und ſtreichelte und hätſchelte ſie und ſchob ihnen noch Futter nach; ſie wendeten Kopf und Auge nach ihm, bezeigten ihm ihr Behagen. „Hab' ihnen Sorg, Margarita,“ ſagte er. Die Thiere

hatten ihn wohl verstanden. Könnten sie reden, hätten sie gesagt: „Du kommst doch wieder?“ Der Haushund merkte Andresens Fortgehen und wollte wie gewohnt ihn begleiten. Andreas sagte: „du kannst nicht mit!“ Da kroch das schöne Thier ohne weiteres traurig in seinen Stall und folgte ihm unverwandt mit seinen Blicken.

Die andern jungen Bursche von Oberhofen, die mit hinunter mußten, das Loos zu versuchen, zogen vorüber mit Jauchzen und Singen, als gings zu einem Feste, schwangen den Ihrigen, den Schätzen und Bräuten noch den Hut; und Andreas schloß sich ihnen an. Margarita aber ging in ihre Kammer und schaute ihnen nach. Es war an einem Sonntag Nachmittag und so durfte sie, da auch ihr der Tag Ruhe vergönnte, am Fenster verweilen. Andreas wußte das und grüßte noch oft zurück. Auch er trug von ihr einen Strauß, gleichwie die andern von Bräuten und Freundinnen mit Blumen beschenkt fortzogen. Sie jubelten, um den Schmerz zu verbergen oder zu übertönen und zu beschwichtigen und sangen:

Mir hat den Strauß gebunden,
Die theuerste, liebste Hand,
Und hat mir ihn geboten
Als ihrer Treue Pfand.

Da ihre schönen Augen
Geträuft den Thau darein,
So welket nicht die Rose,
Noch das Vergißmeinnicht mein.

Der Bauer bemerkte nach einigen Tagen, wie Margarita vom Brunnen und aus dem Garten und Felde öfter auf die Landstraße hinblickte und etwa auch die Ar-

beit vergaß, am Brunnen den Zuber überlaufen ließ, im Garten Hand und Kopf auf den Griff des Spatens lehnte und über den grünen Hag in die Weite sah. „Hast lange Zeit nach ihm?“ sagte der Bauer; „er versäumt dich so noch mehr am Arbeiten, als wenn er um dich ist, so viele Zeit denn auch oft verplaudert und vernarret wird. Du kannst ihn doch nicht herblicken. Am Ende ziehst du ihm auch noch nach in die Garnison.“ „Ich habe Versäumtes“, antwortete Margarita ruhig, „noch immer wieder eingeholt, und auch jetzt habe ich noch mehr gemacht, als mir aufgetragen.“ „Ja“, sagte der Bauer, „du setzest dann wieder an, um dein Heimweh nach ihm zu vergessen und um kurze Zeit zu haben. Es wäre aber besser, du schlügest dir ihn aus dem Sinn; er kömmt doch nicht mehr, sonst wäre er schon hier.“ Sie antwortete: „Es wäre Euch selber nicht recht, wenn er nicht mehr käme; denn das sehen doch alle auf unserem Hofe, daß dem Meister sein Andreas fehlt; so solltet Ihr es natürlich finden, daß er auch mir fehlt; was wollt' ich das verhehlen? Aber noch verzweifle ich nicht an seiner Zurückkunft; denn auch von seinen mit hinunter gegangenen Kameraden ist noch keiner heim gekommen, und alle mit einander wird das Loos doch nicht getroffen haben. Und seht dort in weiter Ferne kommen einige Männer die Straße her. Die könnten's, die werden's wohl sein.“ „Man kann von dir nicht sagen“, erwiederte der Bauer, „daß dich die Liebe blind mache. Ich sehe wohl die Landstraße; aber wer wollte so weit in die Ferne unterscheiden, ob Männer oder Weiber oder Wagen da herkommen?“ „Nun ja“, sagte Margarita, „die Liebe mag allerdings fernsichtig machen, und wenn Euch von dorther ein Wagen mit Heu oder Korn käme, würdet Ihr ihn auch sehen und

das Bäuerlein, das Euch Zinsen bringt, wohl auf eine Viertelstunde weit erkennen."

Indessen kamen die Männer näher, sie wurden auch von andern bemerkt, die vermutheten, es seien die durchs Loos Befreiten. Eltern und Freunde eilten entgegen. Nach einer Weile rief Margarita: „Meister, der Andreas ist unter ihnen; er ist frei und kommt wieder, darf ich ihm nicht auch entgegen? Sehet Mütter, Schwestern und Bräute sind auch schon auf der Straße." „Nun", sagte der Bauer, „sie wollen sehen, ob der Ihrige unter den Zurückkehrenden sei, da aber deine fernsichtige Liebe den Andreas erkannt hat, so bist du ja schon im Gewissen. Und Mägde werden doch schwerlich mit ihren Hausherren und Hausfrauen und mit den Töchtern des Hauses den Söhnen entgegen ziehen." Margarita antwortete: „Soll sich denn die Magd nicht auch freuen über die Befreiung und Rückkehr ihres Schatzes? Ach ihr Reichen habt so viele andere Güter, mißgönnt doch uns Dienenden nicht die Liebe. Und sollte ich nicht vor aller Welt und auf der Landstraße sagen: Das ist mein Andreas, und Gott sei Lob und Dank, daß du wieder zurückkommst. Sehet, er hat auch mich bemerkt, er winkt mit dem Hute. „Du hast schon gehört", sagte der Bauer, „du bleibst bei der Arbeit; daran ist nichts gelegen, ob du ihm eine Viertelstunde früher oder später die Hand reichest. Ich aber will ins Dorf hinunter, zu sehen, welche denn durchs Loos befreit und ob meine Vettern auch darunter seien." Als er fort war und Margarita bemerkte, wie Andreas wiederum winkte, löste sie das Tuch von ihrem Nacken und schwang es und sah, daß nun auch Andreas ein Tüchlein fliegen ließ. Es war ihr schwer, ihm nicht entgegen zu eilen.

Sie sah, daß er von der Landstraße ablenkte und den nähern zur Sommerau führenden Fußpfad einschlug. Da ließ sie den Spaten stecken und eilte ihm entgegen und sie trafen sich hinter dem hohen und langen sich an den Obstgärten hinziehenden Hage. Unter Freudenthränen küßte sie ihn und Hand in Hand gingen sie dem Hofe zu. Er sagte: „Auch ich hatte nach dir lange, lange Zeit. Das Ziehen des Looses verzögerte sich aber um einige Tage, weil noch etliche junge Leute mußten hergeholt werden, die sich entweder krank gestellt oder auf andere Weise sich dem Kriegsdienst hatten entziehen wollen. Als wir dann looseten, sah ich, wie die Offiziere mich ins Auge gefaßt und hörte, wie ein Rittmeister sagte: der kömmt in mein Regiment. Ich griff nicht ohne Bangigkeit; aber siehe, ich hatte ein befreiendes Loos. Und die Offiziere sagten: „Wie Schade! Bursche, du solltest dich wahrlich schämen, nicht das Dienstloos bekommen zu haben". „Du solltest", sagte der Rittmeister, „freiwillig in mein Regiment eintreten. Du würdest bald vorrücken." Ich aber antwortete: „Ihr werdet wissen, meine Herren, daß es heißt: Loos wird geworfen in den Schooß; aber es fällt wie der Herr will. Gilt es einmal das Vaterland zu vertheidigen, so bleibe ich mit tausend andern, die jetzt das Loos vom Kasernendienst befreite, gewiß nicht hinter dem Ofen, und könnt ihr mich brauchen, Herr Rittmeister, so trete ich dann freiwillig unter euer Regiment und werde hoffentlich das Reiten nicht verlernt haben. Bis dorthin ist ja eben durch das Loos dafür gesorgt, daß auch der Nährstand lebe. Mit Sichel, Sense und Pflug, mit Vieh- und Pferdezucht ist er dem Lande wohl eben so nothwendig und nützlich, als ihr mit dem Schwert in der Hand." „Dir aber", sagte der Rittmeister,

„stünde das Schwert besser als der Flegel oder die Mistgabel.“. „Es ist wahr“, antwortete ich, „es geht jedes Mal ein Gefühl von Muth und Freude durch mich, wenn ich die Hand an den Griff eines solchen Küraſſierschwertes legen kann. Ich habe auch schon von Kameraden, welche aus der Garnison auf Urlaub kommen, etwas fechten gelernt und der schwere Pflug und die Wucht der Holzaxt haben meinen Arm nicht schwach gemacht. Muß ich etwa einen schnellen Botenritt machen und ich trabe auf einem guten Pferde so dahin, ist es mir oft, ich habe das Schwert an der Seite und dann laß ich das Roß fliegen und denke mir, wie es sein werde, wenn man einhaut oder dem geworfenen Feinde nachsetzt.“ „Nun so bleibe bei uns“, sagte der Rittmeister; „du könntest als Bedienter in meine besondern Dienste treten; da hättest du Gelegenheit, unser edles Handwerk aus dem Grund zu lernen; da fändest du die schönsten Rosse, schmuckes Pferdezeug, die besten Waffen und eine auserlesene Kameradschaft. Du würdest ganz gewiß dein Glück machen. Ich wollte dir dazu behülflich sein.“ „Ich danke“, antwortete ich, „daß ihr gegen einen euch noch unbekannten und armen Burschen, gegen den Knecht eines Bauers so gütig seid; aber ich muß wieder zurück zu demselben auf die Sommerau.“ „Den kenne ich wohl“, sagte der Rittmeister; „aber der zieht doch seine Leute weder mit großer Löhnung noch Liebe.“ „Was gilts aber“, rief ein anderer Offizier, „den Burschen zieht eine andere Liebe nach der Sommerau zurück und darum ist er so vergnügt, daß ihn hier das Loos nicht getroffen hat.“ „Nun das will ich nicht läugnen, meine Herren“, sagte ich, „es wartet dort meine Braut auf mich; sie wird sich über meine Freiwerdung nicht minder freuen als ich und die Herren werden mir

das nicht übel nehmen; ich will meine beſten Jahre lieber mit ihr in irgend einer kleinen Hütte zubringen, als hier ohne ſie in der größten Kaſerne es vielleicht bis zum Feldweibel bringen zu können." „Sie könnte ja aber auch hier einen Dienſt bekommen", meinte einer. „Die Verlobten und Verheiratheten werden nicht die pünktlichſten im Dienſte ſein," ſagte ich; ſie würde mir auch ſchwerlich gerne hieher folgen, und auch ihretwegen wird mein Loos ſo gefallen ſein." „Du ſollteſt dich aber doch nach einem andern Dienſt umſehen", ſagte der Rittmeiſter; „ich weiß, der Bauer auf der Sommerau gibt ſo wenig Lohn als möglich. Benütze nun die Gelegenheit deines hieſigen Aufenthalts, du findeſt wohl eine Anſtellung, wo du ſchneller dein Glück machen kannſt." So ſagte der Rittmeiſter und gab mir ſelber noch Anleitung, zu einem beſſern Dienſt und Lohn zu kommen. Für einmal aber iſt mein Glück ſchon gemacht, daß ich wieder bei dir bin."

Alſo erzählte und ſprach Andreas, wie er mit ſeiner Margarita Hand in Hand zur Sommerau ging. „Es iſt recht" ſagte ſie, „daß du frei bekannteſt, wir ſeien verlobt. Aber wenn du hätteſt müſſen Soldat werden, ich weiß nicht, ob ich es hieoben ſo allein ausgehalten hätte. Ach was ich Angſt und Heimweh hatte dieſe Tage und Nächte lang. So mehr ſei Gott gedankt, daß er uns beiſammen ſein läßt." „Ja auch ich habe der Sommerau entgegengejauchzt, ſo bald ich ſie auf der Berghöhe wieder erblickt", ſagte Andreas. „Um den Lohn aber, um den wir bisher gedient, wollen wir hier nicht bleiben. Anderwärts, das habe ich nun vernommen, verdienen Knechte und Mägde, welche nicht einmal leiſten was wir, das Doppelte und Dreifache. Und das muß der Bauer wiſſen. Ich habe auch

unterwegs ein Gütchen gesehen, ein schmuckes Häuschen, ein Gärtchen und so viel Land, als nöthig ist für eine kleinere Haushaltung; in der Nachbarschaft wäre täglich viel zu verdienen und das Gütchen um eine verhältnißmäßig geringe Summe zu kaufen. Wir haben freilich noch nicht so viel erspart. Aber eben darum muß uns der Bauer den Lohn erhöhen oder wir suchen einen bessern Dienst."

So waren sie in den Garten getreten. Margarita ergriff wieder ihren Spaten. Andreas ging sogleich in den Stall. Die Thiere erkannten alsbald seine Stimme und wandten die Köpfe gegen ihn. Sobald er sein Sonntagsgewand ausgezogen, ging er an die Arbeit und besorgte das Vieh.

Der Bauer war noch nicht zurück. Er sah den Andreas nicht unter den heimgekehrten jungen Burschen und zweifelte nun, ob Margarita recht gesehen; die Liebe könnte sie denn doch getäuscht haben. Die von den Ihrigen bewillkommten Jünglinge, die des Bauers Wesen kannten und den Andreas liebten, sahen, daß der Bauer diesen unter ihnen suche und machten sich einen Spaß, ihn etwas in Ungewißheit zu lassen. „Ist denn Andreas nicht mit euch hergekommen?" fragte der Bauer. „Das könnet Ihr selber sehen", sagten die Bursche. „Er hat den Offizieren vor allen Andern gefallen." „Die Margarita", sagte der Bauer, „hat doch sicher gemeint, ihn unter euch zu sehen; er habe ihr mit dem Hut gewunken." „Gewunken haben wir Alle", antwortete einer. „Die Margarita wird jetzt eben auch einen andern Dienst suchen. Und das muß man sagen, einen Knecht, wie Andreas, eine Magd, wie Margarita, die findet man nicht überall und nicht alle Tage. Saget nur der Margarita, ihr Andreas lasse sie grüßen."

Der Bauer bemerkte wohl das Lächeln der Burſche, aber er meinte nun, es ſei Schadenfreude, daß er ſeinen Andreas verloren und daß er jetzt auch die Margarita verlieren werde, und ging verdrießlich auf ſeinen Hof zurück. In der Nähe desſelben ſprang aber ſein Hund voraus, er hatte den Andreas gewittert. Und der Bauer traf denſelben im Stall. „So! du biſt alſo den Feldweg hergekommen", ſagte er, und ließ nicht merken, daß ihm die Heimgekommenen etwas mitgeſpielt; „aber du wirſt eben aus der Ferne ſchon die Margarita erblickt haben und biſt ihr auf dem kürzeſten Wege zugeeilt." „Ihr ſehet, daß mich die Arbeit und Euer Vortheil herzog, ſonſt wäre ich mit meinen Kameraden billiger Maßen noch ins Wirthshaus geſeſſen. Ich hätte es wahrlich thun ſollen und dann wäret Ihr zu uns gekommen und hättet uns auch noch einen Trunk bezahlt aus Freude, daß wir zurückgekehrt, Eure Vettern und auch ich." „Es iſt mir ganz recht, daß du wieder hier biſt", ſagte der Bauer, „aber am Ende hätte ich es auch ohne dich machen können." „Das weiß ich gar wohl", antwortete Andreas; „aber ſo ſage ich auch Euch, daß ich es ebenfalls ohne Euch hoffe machen zu können. Und da Ihr nun ſelber zum Willkomm davon angefangen, ſo ſage ich Euch friſchweg, daß ich Euch von jetzt an nicht mehr um den bisherigen Lohn diene." „Für das laufende Halbjahr", ſagte der Bauer, „haſt du dich mir wieder verdungen und wareſt mit deinem Lohn, der recht und ſchön iſt, zufrieden; und bei dieſem bleibt es alſo für einmal. Auch könnte ich dir für deine mehrtägige Abweſenheit einen Abzug machen." „Das möget Ihr", antwortete Andreas; „aber um den bisherigen Lohn diene ich Euch und zwar von Stund an nicht mehr." „Du kannſt freilich den Dienſt

verlaſſen", ſagte der Bauer, „wann du willſt, aber ich bin dann auch nicht gehalten, dir den Lohn zu geben." „Ihr werdet", erwiederte Andreas, „mir meinen wohlverdienten Lohn auf den Tag auszahlen; Ihr wiſſet doch, daß es heißt: du ſollſt deinem Nächſten nicht Unrecht thun noch ihn berauben. Es ſoll des Taglöhners Lohn nicht bei dir über Nacht bleiben bis an den Morgen; und wehe dem, der ſein Haus mit Sünden baut und ſeine Gemächer mit Unrecht, der ſeinen Nächſten umſonſt arbeiten läſſet und gibt ihm ſeinen Lohn nicht." „Du würdeſt mich auch ſchädigen", ſagte der Bauer, „wenn du mir aus dem Dienſt vor der Zeit fortliefeſt und ſo wäre der zurückbehaltene Lohn nur ein geringer Schadenerſatz." „Du ſollſt den dürftigen und armen Taglöhner nicht bedrücken", ſagte Andreas", und wiederum heißt es: ſiehe der Arbeiter Lohn, die euer Land eingeerntet haben, der von euch abgebrochen iſt, ſchreiet und das Rufen der Schnitter iſt gekommen vor die Ohren des Herren Zebaot." Der Bauer antwortete: „Heiße es dieſes oder jenes, darnach frage ich nicht, ich halte mich an das Geſetz, an Brauch und Ordnung, und nach dieſen bin ich dir keinen Lohn ſchuldig, wenn du mir aus dem Dienſt fortläufſt, den du mir nicht aufgekündet haſt. Das iſt die Verkehrtheit der Zeit. Du wareſt doch froh, als ich dich von der Straße weg als Knechtlein in mein Haus aufnahm. Aber kaum iſt ein ſolches Bürſchlein an fremder und guter Koſt hoch aufgeſchoſſen, hebt er den Kopf auf, will ſelber Herr werden und ſoll die Herrſchaft noch dankbar ſein, einen ſolchen Burſchen, der auf der Welt nichts hat, auferzogen zu haben. So viel ich noch aus der Kinderlehre weiß, heißt es doch auch: ihr Knechte ſeid gehorſam in allen Dingen euern leiblichen Herren!"

„Es heißt so", sagte Andreas, „und ich habe es an Gehorsam nicht mangeln lassen; Haus und Hof, Feld und Stall mögen sprechen. Aber so auch ist geschrieben: ihr Herren, was recht und gleich ist, das beweiset den Knechten und wisset, daß ihr auch einen Herren im Himmel habet. Nun ist aber mein bisheriger Lohn nicht mehr das, was recht und gleich, das heißt meiner Arbeit und Leistung gleich und angemessen ist; meine Tüchtigkeit ist gewachsen und Ihr bezahlet mich immer noch wie den einst schwachen und viel weniger leistenden Anfänger." „Wie gesagt", warf der Bauer hin, indem er aus dem Stall ins Haus ging, „du kannst, aber, versteht sich, ohne Lohn, fort, wann du willst."

Sobald sie Feierabend hatten und wieder allein sein konnten, hielten Andreas und Margarita Rath. Sie faßten den Entschluß, keines wolle ohne das andere auf dem Hofe bleiben und wenn ihnen der Bauer nicht einen bedeutend höhern Lohn gebe, wollen sie diesen Meister verlassen. Margarita war zu Oberhofen und in der Nachbarschaft schon öfter angegangen worden, in einen leichteren und doch besser belohnten Dienst zu treten. Sie konnte auswählen. Andreas sagte: ich habe auf meiner Reise wiederholt versichern hören, für einen starken und gewandten Arbeiter sei gegenwärtig weit aus der reichste Verdienst in den Tunnelarbeiten zu finden. Einer meiner Bekannten hat mich wirklich für dieselben angeworben. Es ist einer der Werkführer im Hauensteiner Tunnel in der Schweiz. Weit hin ist es nicht; und der Werkführer, der ein redlicher Mann ist, betheuert mir, ich würde mit meinen Kräften täglich bis zehn Franken verdienen. So könnten wir ja mit dem, was wir schon erspart, schon etwa in zwei Jahren jenes Gütchen

kaufen. Bei den gewöhnlichen Jahrlöhnen müßten wir noch länger als zehn Jahre dienen und kämen doch nicht zu einem eigenen Heimwesen. Auch meint der Bekannte, da ich gut lesen und schreiben und mit den Leuten umgehen kann, auch schon öfter ganze Schaaren von Mähdern, Schnittern und andern Taglöhnern beaufsichtigt habe, ich würde in kurzer Zeit irgend ein Aufseher werden mit leichterer Anstrengung und größerm Lohn. Ich habe darüber seither viel nachgedacht und mich näher erkundigt. Alles bestätigt die versprochenen Vortheile und ich bin, wenn du nicht ganz und gar dawider bist, so viel als entschlossen, in die nahe Schweiz zu reisen und dort unser Glück zu suchen. Denn was ich dort in kurzer Zeit verdienen kann, gibt mir unser Bauer nie und gibt mir kein Meister nah und fern." „Aber das Allein sein!" sagte Margarita. „Ach es wird mir", fuhr Andreas fort, „ebenso schwer werden. Aber wollen wir einmal zusammen hausen, müssen wir uns in diese einstweilige Trennung fügen. Ich weiß keinen andern Weg zu einer eigenen Hausthüre." „Wir haben ja aber auch schon erzählen hören", sagte Margarita, „daß jene unterirdischen Arbeiten nicht nur mühselig, sondern auch ungesund und gefährlich seien und daß beim Durchgraben der Hügel und Berge schon manches Menschenleben geopfert worden sei." „Unglücksfälle", antwortete Andreas, „gibt es überall auch beim Feldbau und freilich öfter bei großen Bauten. Durch Unvorsichtigkeit oder Ungeschick oder Verwegenheit sind die Leute meist selber Schuld, wenn sie Schaden nehmen. Uebrigens ist ja unser Leben eine fortwährende Todesgefahr; wir sind aber überall in Gottes Hand und sein Aufsehen bewahret unsern Odem." „Aber das würde mir doppelt schwer fallen", sagte Margarita, „dich mir stets in

den dunkeln und feuchten, unterirdischen Gängen zu denken, selber am heitern Sommertag in der tiefen Finsterniß, wo sie beim matten Schein und beim Qualm der Lichter arbeiten. O wie viel tröstlicher wäre es, dich auf Wiese und Feld zu wissen. Ich könnte doch denken, auch er erfreut sich dieses schönen Tages, der Wärme oder Kühle dieses Morgens oder Abends." „Nein", sagte Andreas, „in beständiger Nacht und Vergrabenheit wirst du mich dir nicht denken müssen. Die Arbeiter lösen sich dort in kurzen Fristen ab; ein Theil des Tages wird auch unterm freien Himmel und in der frischen Luft zugebracht. Es könnte auch wohl sein, meinte jener Werkführer, daß ich beim Fuhrwerk angestellt würde, denn auch eine Menge Pferde seien bei diesem Unternehmen in Thätigkeit. Auch können sich selber die, welche im Innern die schwersten Arbeiten verrichten, bei gehöriger Vorsicht und Mäßigkeit gesund erhalten. Es gebe da sehr viele Leute, welche, obschon sie lange im Tunnel angestrengt gearbeitet, dennoch gesund seien und ein frisches Aussehen haben." „Und dennoch ist es mir", sagte Margarita, „du solltest nicht hingehen; ich spüre in mir noch etwas Anderes als das kommende Heimweh. Und wenn ich schon das Wort höre: Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen, und: Sorget nicht für euer Leben; ihr könnet euerer Lebenslänge nicht eine Spanne zusetzen — habe ich doch jetzt schon Angst um dich, ja ich fühle es, ich werde fortwährend um dich in Aengsten sein." „Und ich hoffe", antwortete Andreas, „ich werde dir bald einen Brief schreiben können, der dich dann von aller Furcht befreit. Und auch du schreibst ja gern, bist, einen großen und schönen Brief mir schreibend, am Sonntagsnachmittag bei mir und ich eben so bei dir. Vielleicht findest du auch

einen Dienſt in der Nähe der Schweiz und dann könnten wir uns öfter wieder ſehen. Oder ich finde für dich ſogar einen Platz in der Schweiz ſelbſt, denn darnach werde ich mich ſogleich eifrig umſehen und dann wären wir doch wieder wöchentlich oder ſonntäglich beiſammen.“ „Die Hauptſache iſt“, fuhr Margarita fort, „daß wir feſt ſeien, nicht das Geld, ſondern Gott führe uns unſere Wege; wir müſſen beten: gib mir einen gewiſſen Geiſt; wende von mir den falſchen Weg.“ „Daß ich gebetet“, ſagte Andreas, „als ich das Loos zog, Gott möge mich ſtärken, mich in ſeinen Willen zu fügen, darfſt du glauben. Und ſiehe, gerade an jenem Tage, als mich das Loos vom Kriegsdienſt befreite, traf ich jenen mir wohl bekannten Werkführer, der mir die Vorſchläge machte, mit ihm in die Schweiz zu gehen. Dürfen und ſollen wir das nicht für einen Fingerzeig anſehen?“ „Wir ſind eben“, antwortete Margarita, „wie in einem finſtern Tunnel und müſſen uns der Hand anvertrauen, die uns führt. Wir haben es wie die, die es unternehmen, Berge zu durchgraben, auf was für Schwierigkeiten ſie ſtoßen und ob ihnen ihr Werk gelingen werde, wiſſen ſie nicht.“ „Der Glauben aber verſetzt Berge“, antwortete Andreas. „Wohl wahr“, ſagte Margarita, „und ſo wollen wir beten: ſtärke unſern Glauben, daß er auch die Berge der Sorgen und Beängſtigungen hebe.“

Inzwiſchen hatte der Bauer doch berechnet, was für ein Nachtheil ihm erwüchſe, wenn Andreas und Margarita von ihm fortgingen und wie viel er ihnen etwa bieten ſollte, um ſie länger in ſeinem Dienſte zu behalten. Er erwartete, Andreas werde ihm eine beſtimmte Forderung ſtellen. Dieſer aber ſchwieg und verrichtete fleißig wie immer ſeine Geſchäfte. Endlich brach der Bauer das Stillſchweigen

und sagte: „Es scheint, du wolltest denn doch bei mir bleiben, und es sei dir nicht Ernst gewesen mit dem, was du vorgebracht. Es ist freilich auch bald gesagt, man wolle fort und in einen besser belohnten Dienst. Aber wenn man weder einen bessern Dienst weiß, noch einen größern Lohn zugesichert hat, so ist man froh, zu bleiben, wo man ist.“ „So froh bin ich aber nicht“, antwortete Andreas, „und es ist mein ganzer Ernst, ich verlange größern Lohn.“ Diese Festigkeit erschreckte den Bauer, und er sagte: „So gar unzufrieden bin ich freilich mit dir und mit der Margarita nicht, und um euch das zu zeigen und euch zu ermuntern, will ich ihr jährlich zehn Franken mehr geben und dir zwanzig.“ „Als ein Trinkgeld am Neujahrstag“, sagte Andreas, „ließ ich mir dieß noch gefallen; aber eine Vermehrung des Lohnes wird doch das nicht sein wollen.“ „Die Dienstleute werden immer begehrlicher“, erwiederte der Bauer. „Ich dachte, du würdest das freiwillig Dargebotene mit Dank annehmen, und jetzt ist es dir ein bloßes Trinkgeld. Sag, was erwartetest und was verlangst du denn?“ „Was ich anderwärts verdienen kann“, sagte Andreas, „gebet Ihr mir auf keinen Fall und so nützt es nichts, daß ich meine Forderung ausspreche.“ Der Bauer antwortete: „Das möchte ich denn doch gerne vernehmen, wie hoch im Preise das Dienstvolk gestiegen sei.“ „Warum sollte denn“, sagte Andreas, „die Kraft und Arbeit nicht im Preise steigen, da sich der Gewinn aus derselben mannigfach vermehrt hat? und warum soll aus der Kraft und dem ganzen Leben der Armen nur der Reiche den Gewinn ziehen? Nach Euerer Schätzung wäre meine Kraft und Fähigkeit sehr gering. Ich glaube, mich nicht zu überschätzen, aber so sehr unter einem billigen Preis gebe ich mich auch nicht hin. Ich

weiß zwar wohl, in einem Dienſt iſt noch mehr als der Lohn das Wohlwollen und die Sorgfalt der Herrſchaft. Die Dienenden ſollten liebe und werthe Glieder des Hauſes ſein. Wir aber ſind Euch bloß ein nützliches Werkzeug. Werden wir in Euerem Dienſt krank oder alt, beſeitigt Ihr das unbrauchbare Werkzeug, ohne Euch um dasſelbe weiter zu bekümmern, und verſehet Euch mit friſchem. Und daß ich es Euch nur ſage: Margarit und ich ſind bisher gerne hier geweſen, weil wir uns eben gerne haben. Aber jetzt gehen wir fort." „Gehet, gehet!" ſagte der Bauer, und wie wenn er dieſes Wort bereute, fragte er alſobald: „Oder was fordert ihr denn? was erwartet ihr von mir?" „Ich will künftig zweihundert Franken Jahrlohn," ſagte Andreas „und Margarita muß wenigſtens hundert verlangen." „Seid ihr verrückt?" ſagte der Bauer, „um dieſen Lohn finde ich drei oder vier Knechte und Mägde. Was würden die andern Bauern, welche eine Dienerſchaft halten müſſen, ſagen, wenn ich anfinge, einen ſo unerhört hohen Lohn zu zahlen? ſie würden auch mich für verrückt halten oder meinen, ich wollte einen Hofſtaat führen und ſtatt einen Stallknecht fürder einen vornehmen Herrn Güterverwalter anſtellen und beſolden und ſtatt einer Küchenmagd ein Kammerfräulein. So würdeſt du der Herr und ich der Knecht. Jetzt geht nur; ich habe genug; Waare, wie Ihr ſeid, findet ſich überall und hat nicht aufgeſchlagen." „Wir wollen keine Waare mehr ſein", ſagte Andreas, „und übrigens iſt die wohlfeilſte Waare meiſtentheils die theuerſte."

Andreas und Margarita verließen die Sommerau. Der Bauer gab ihnen für die ſchon verfloſſene Zeit des laufenden Halbjahres keinen Lohn. Er hatte noch gehofft, die Margarita zurückzubehalten und ihr etwas mehr Lohn ver-

ſprochen; allein umſonſt. Jetzt war er auch über ſie erbost und meinte, ſie beide werden ſich zu ſeinen Fleiſchtöpfen zurückſehnen. „Es iſt nur Schade“, ſagte Andreas, „daß Ihr nicht auch noch, was wir in dieſem Halbjahr genoſſen, zurücknehmen oder Euch von uns bezahlen laſſen könnt; es war freilich wohl verdient, und unſer Tagelohn, den Ihr uns verweigert, wird Euch kein Segen ſein. Aber ich wünſche, daß er Euch zu Euerer Beſſerung etwa an uns erinnere und daß Ihr in Zukunft gegen Euere Dienſtleute und Tagelöhner gerechter und menſchlicher ſeid. Möget Ihr ſo glücklich werden als es ſchön iſt auf der Sommerau.“

Er hatte noch den Sonntag vorher, ehe ſie von dieſem Hofe ſchieden, mit Margarita alle die Plätze beſucht, wo ſie ſo oft an Sonntagabenden miteinander im Schatten geſeſſen, ſich ihrer Liebe und der Schönheit von Berg und Thal gefreut, und mit einander geleſen und geſungen, er hatte Abſchied genommen ringsum von der Sommerau, wo er ſeine Kindheit und Jugend und ſeit er Margarita liebte, ſeine ſchönſten Jahre zugebracht. Es that ihm wehe, von ſeinen Kühen und Pferden zu ſcheiden. Er ſchaute noch einmal aus ſeiner Kammer in die Felder und in den Wald, in denen er Jahre lang gearbeitet und in den Garten hinunter und in den Hof mit dem reichen Brunnen und ſagte: „Aus deinen Bäumen, lieber Garten, weckt mich nicht mehr der Geſang der Vögel, ich höre dich nicht mehr rauſchen, du friſcher Brunnen, euch Tauben nicht mehr rugen.“ Es war ihm, als ſagte ihm jedes Spätzchen: o bleibe doch da. Auch der Margarita war es ſchmerzlich, ſich von der gewohnten Umgebung zu trennen. Bis auf den letzten Abend widmete ſie Allem, was ſie im

Garten gepflanzt, noch eine besondere Sorgfalt. Die Blumen, die ihr Kammerfenster schmückten und ihr Eigenthum waren, schenkte sie einigen Freundinnen.

Früh am Tage verließen sie dann in aller Stille die Sommerau, sie konnten aber nicht durch Oberhofen kommen unbemerkt, wie sie gewünscht hatten. Freunde und Freundinnen waren, da sie tagsvorher von dem frühen Fortgehen derselben gehört, auch schon auf, traten aus ihren Häusern, nahmen aufs herzlichste Abschied. „Gott behüte euch", sagten sie, „er lasse es euch wohlergehen, wie ihr es verdient; ach, ihr werdet uns allenthalben mangeln." Einige Freundinnen mußten weinen. Auch Margarita und Andreas waren sehr bewegt. Daß sie ihren Jugendgenossen so lieb seien, wußten sie nicht. „Wir werden auch sie vermissen", sagte Margarita, „und um so mehr, da auch wir selbst uns trennen. Ach wie schmerzlich ist der plötzliche Verlust dessen, was man Jahre lang und täglich und stündlich und in solcher Sicherheit genossen, als ob es ein ewiger Besitz wäre!" „Aber die Liebe höret nimmer auf;" sagte Andreas. „Ja sie ist täglich neu", antwortete Margarita, „aber sie will's dem Geliebten auch täglich sagen und von ihm es täglich hören." „So mehr", fuhr Andreas fort, „werde ich mich anstrengen, daß wir bald zusammenkommen; auch Hoffen und Sehnen vermehrt die Liebe." „So wird sie in uns mächtig wachsen", sagte Margarita, „das spüre ich wohl. Jetzt bin ich dann in meinem neuen Dienste ferne von hier mit meinem Heimweh ganz allein. Hier in Oberhofen hätte ichs doch noch meiner vertrautesten Freundin klagen können. Aber jetzt verlasse ich auch diese. Wir werden verpflanzt; ob wir das neue Erdreich ertragen werden, ist noch ungewiß. Jahrelanger Umgang mit lieben

Leuten, mit Jugendgenossen ist ein unzählbarer Schatz von einzelnen Hülfeleistungen, Genüssen, Tröstungen; ihn auf einmal zu verlieren, ist ein größerer Verlust, als wenn einem sein Haus abbrennt mit allen seinen seit Jahren aufgehäuften Vorräthen, Bequemlichkeiten, Gewöhnungen Man ist fremd im fremden Haus. Wir gehen in die Fremde." „Um, so Gott will, bald bald in ein eigenes Häuschen für immer zu kommen", sagte Andreas. „Ja das gebe Gott", fuhr Margarita fort; „er helfe uns, er tröste und stärke uns!"

So gingen sie dahin. Ehe sie ins flache Land hinunterstiegen, schauten sie durch die Waldlücke noch einmal nach der Sommerau zurück. Sie glänzte im Morgenlicht. „So soll und wird unsere Liebe und unsere dort verlebte Jugend- und Liebeszeit immerdar leuchten, und endlich wird auch uns ein eigenes freundliches Häuschen entgegen lachen."

Ihr Weg führte an dem Gütchen vorüber, das sich Andreas ausersehen. Sie betrachteten es näher. Es gefiel auch Margarita ungemein. In der nahen großen Ortschaft hatte sie eine neue Anstellung gefunden. Dorthin begleitete sie Andreas. Es waren stille Leute, Mann und Frau und eine erwachsene Tochter. Sie waren über Margarita's Erscheinung offenbar erfreut. Das war dem Andreas ein rechter Trost. Er glaubte, hoffen zu dürfen, daß sich die Tochter bald mit Margarita befreunden werde. Der Dienst schien leicht und angenehm und bestand in Besorgung der Küche und des großen Gartens, in welchem das hübsche Haus stand.

Auch Andreas ward freundlich aufgenommen. Der Hausvater billigte es, daß beide den auch ihm bekannten

Bauer der Sommerau verlassen und daß nun Andreas in die Schweiz wolle. Dort könne jetzt allerdings in kurzer Zeit ein Ziemliches verdient werden. Die Gelegenheit sei zu benützen, um mit der Kraft der jüngeren Jahre zu wuchern. Diese Worte erheiterten auch Margarita.

Sie erhielt dann von ihrer neuen Herrschaft die Erlaubniß, den Andreas bei seiner Abreise in die Schweiz eine Strecke weit zu begleiten. Die Straße führte südlich auf eine der obern Höhen des Schwarzwaldes. Bis dort hinauf durfte Margarita das Begleit geben und gab sie es. Von dort sieht man in die nördliche Schweiz hinunter auf die Höhen und in die Thäler des Jura und zu der langen Reihe der hohen Alpen hinüber. Beide waren erstaunt über den noch nie gesehenen, wundervollen Anblick. Stumm schauten sie eine Zeitlang hin. Dann setzten sie sich unter Schattenbäumen auf die steinerne Ruhebank. „So herrlich", sagte Andreas, „habe ich mir denn doch die Schweiz nicht vorgestellt. „Es ist des Allerhöchsten Welt und Werk", fuhr Margarita fort, „auch für uns erschaffen, daß wir uns ihrer freuen, daß wir in diesem Heiligthum anbeten. Ja du großer Gott, der du die Gebirge in die Wolken thürmest, alle die Ströme herableitest, du bist auch unser Hort, du richtest auch unsere Pfade. Die Größe und Kraft deiner Werke stärkt auch unsere Seele, daß wir mit Zuversicht auf dich hoffen. Du, Andreas wirst vor diesen Altären noch fleißiger beten. Es ist mir, man werde von ihnen herab mit Andacht, Anbetung und Vertrauen angeweht. Ich danke dir, Gott, für diesen Anblick, für diesen Trost in der Stunde der Trennung. Ach, lieber Andreas, wäre ich nicht schon wieder in einen Dienst getreten, ich zöge jetzt sogleich mit dir. Es ist ja wie in ein Kanaan hinüberzusehen.

Mir iſt, als ob dort innen nur fromme Leute leben könnten, eben ſo frohe und heitere als ernſte und ſtille.“ „Und iſts auch nicht ſo“, ſagte Andreas, „ſo kann man ſich auf jenen Höhen leicht und ſchnell aus Staub und dumpfer Luft erheben und wieder friſch werden an Leib und Seele.“ „Ja thu du das, mein Lieber“, fuhr Margarita fort, „lies fleißig auf den Bergen die Bergpredigten, den beſten Rath und Troſt, den dort der gute Hirte auf allen Hügeln und Triften ertheilt und in jede Hütte gebracht hat. Nimm hier mein neues Teſtament mit ſammt den Pſalmen, trage doch das Büchlein immer bei dir.“ „Das werde ich gewiß thun“, ſagte Andreas, „und wenn ich geleſen und gebetet, dann auch zum Rhein hinunterſchauen und über demſelben hier an den Schwarzwald, an den Feldberg, der weit in die Schweiz hinein blickt; ich will mir auch dieſe Höhe merken. Und du haſt vielleicht auch an einem Feiertag Gelegenheit, hieher zu kommen und in die Berge zu ſehen, wo ich weilen werde.“ Er hatte ſich dieſelben auf der Landkarte gemerkt. Durch Lücken des Juragebirges ſahen ſie an einer Stelle die Aare ſchimmern; in ihr Thal hinunter werde er von den ſüdlichen Abhängen und Höhen des Hauenſteins ſehen. Er zeigte ihr die höchſten Gipfel im weſtlichen Jura, die Geißfluh, den Belchen, eine der Einſenkungen öſtlich von dieſem, das ſei der untere Hauenſtein, über dieſen hinüber ſehe ſie gerade in die Berner-Alpen hinein. „Nun ſo gebe Gott“, ſagte ſie, „daß dich deine neue Arbeit mehr auf jene in die Alpen ſehenden Höhen des Jura führe als in den unterirdiſchen Durchbruch. Ich will dich mir lieber an jenen grünen und ſonnigen Abhängen denken als in den feuchten Finſterniſſen des Berges.“ „Aus denſelben heraus“, fuhr Andreas

fort, „wird mir der Tag und seine Welt nur um so schöner leuchten, und auch in die dunkeln Schächte wirst du mich begleiten und mir ein Licht sein.“ „Das beste Licht sei dir“, sagte sie, „der, vor dem Finsterniß nicht finster ist und dem die Nacht leuchtet wie der Tag und Finsterniß ist wie das Licht.“ „Ja das will ich sagen“, fuhr Andreas fort, „und würde mir in die Hölle gebettet, siehe, so bist du auch da; auch die Nacht muß Licht um mich sein – und auch im Abgrund wird deine Hand mich führen und deine Rechte mich halten.“

So redeten sie noch lange und waren ihre letzten Worte ein Abschiedsgebet. Sie mußte zurück, um noch vor Nacht wieder in ihren jetzigen Wohnort zur Herrschaft und zu den Geschäften zu kommen. Es mußte geschieden sein. Es geschah unter heißen Thränen und Küssen. Dann eilten sie schnell; sie hier, er dort den Berg hinunter, so sehr es sie drängte, einander wieder entgegenzuspringen und sich nochmals zu sehen und einander zu sagen: Auf Wiedersehen! Aber sie riefen es sich doch noch zu und Lebewohl! und Gott behüte dich! Es war ihr erwünscht, allein gehen zu können. Sie weinte noch lange. Als sie unten am Berge war, ging die Sonne unter; die Abendglocken läuteten; es drängte sie, zum Gebet hinzuknieen, aber sie hatte zu eilen. Ihre Herrschaft und besonders die Tochter des Hauses, sahen ihr den tiefen Schmerz an, fühlten Mitleid mit ihr und suchten sie zu trösten. Diese Theilnahme war ihr erquickend.

Bald dann schrieb ihr auch Andreas: „Ich bin immer bei dir. Je mehr mich das Heimweh plagt, desto eifriger arbeite ich und so geht die Zeit schneller vorüber und ist uns nicht verloren, und besonders dieser Gedanke macht

mir leichter. Den Werkmeister habe ich, wie ich ihn schon früher gekannt, jetzt neuerdings als redlichen Mann erfahren. Er weist mich immer an Arbeiten, denen ich gewachsen bin und bei denen ich längere Zeit aushalten kann. Denn wir werden nach der Arbeitszeit bezahlt. Er ist auch darauf bedacht, daß ich eben so viel außer dem Tunnel als in demselben arbeiten kann; so bleibe ich eher gesund, ich spüre auch zur Stunde keinerlei Nachtheil von der allerdings feuchten, dumpfen und schwülen Luft im Tunnel. Ich vermochte auch schon, worüber sich viele verwundern, bei einer Stunde Erholung zwölf Stunden in derselben auszuhalten. Ich arbeite in der südlichen Hälfte, im sogenannten Trimbacher Tunnel. Trimbach ist das Dorf südlich am Fuße des Hauensteins. Der nördliche Theil des Tunnels von Läufelfingen ist nässer. Denn das Gewässer hat nach der Schichtung des Gebirges seine Richtung gegen Süden und ist nach Norden fast nicht zu bewältigen und hinauszubringen; drum denn auch der mittlere der drei Schächte, welche von der Berghöhe in den Tunnel etliche hundert Fuß tief gegraben worden sind, mit Wasser gefüllt ist, nachdem er bereits eine Tiefe von 270 Fuß erreicht hatte. Der Durchbruch von Süden her, in welchem ich arbeite, ist beinahe schon eine halbe Stunde, mehr als 5500 Fuß, in den Berg hineingedrungen und zum Theil ausgewölbt. Mit dem ausgegrabenen Gestein und Schutt wurde der Wall für die Eisenbahn aufgeworfen, welche in einem Gefäll von 2,65 vom Hundert zur Aare hinuntergeht. Durch den ganzen Tunnel führt ein Schienenweg. Zwischen den Schienen ist meist tiefer Koth; da schreiten wir auf den Schienen, den Stock in der einen und die Lampe in der andern Hand, die zwanzig oder fünfundzwanzig

Minuten in den Tunnel hinein an die Arbeit. Wir haben ein eigenes Grubengewand, uns gegen die Näſſe ringsum zu ſchützen, denn wir ſtehen im Koth; und wo der Durchbruch noch nicht gewölbt iſt, läuft das Bergwaſſer beſtändig von oben; wir tragen daher einen mit Wachstuch bedeckten Filzhut, ein dichtes auf die Kniee reichendes wollenes Hemd und hohe waſſerdichte Stiefel. Die Luft im Innerſten iſt bisweilen ſo ſchwül, daß viele bei der Arbeit den Oberleib ganz entblößen. Beim erſten mehr als 560 Fuß tiefen Schacht arbeitet von dem aus dem Tunnel ſtrömenden Waſſer getrieben eine Maſchine, ein Ventilator, und pumpt in die innerſte Tiefe hinein friſche Luft. Dieſer Schacht öffnet ſich oben hinter dem Dorfe Hauenſtein in einem Keſſel des Gebirges, er iſt zwölf Fuß weit und dient zur Erfriſchung der Luft und zur Herunterſchaffung der Gewölbſteine und mancher andern Bedürfniſſe. An ſeinem Ausgang aus dem Berg arbeitete früher eine Dampfmaſchine, um in den Tunnel hinunter Luft zu bringen. Der Schacht iſt oberhalb 140 Fuß in die Tiefe hinunter gemauert, weiter hinab aber etwa 320 Fuß mit Bohlen und Sperrbalken bewandet, am untern Theile gegen den Tunnel geht er etwa 80 Fuß wieder durch Felſen; hier ſteht eine Schmiede zur Wiederherſtellung des Werkzeugs; hier iſt auch ein Raum, wo die Arbeiter raſten, ſich und ihre Kleider tröcknen können.

Die Arbeit nun iſt eine mannigfache. Zu hinterſt greifen die Vorhauer das Gebirg an, bohren den Fels und ſprengen ihn, das geſchieht erſt unten am Boden, dann oben auf Gerüſten zur Rundung des Gewölbes; andere Arbeiter bauen dieſe Gerüſte auf, andere laden das gebrochene Geſtein und den Schutt, andere ſchaffen ihn

fort, die Maurer führen mit Quadersteinen die Wände auf und setzen das Gewölbe fort. Daß die vielen Arbeiter einander nicht hindern, sind sie vertheilt und die verschiedenen Räume des Tunnels mit Zahlen benannt, so daß ein Theil der Leute in 17, ein anderer in 18 u. s. w. arbeitet, die Befehle auch von den Aufsehern, woher und wohin dieses und jenes gebracht werden solle, sicher ausgeführt werden können. Die Aufseher sind sehr wachsam und meist strenge, was bei der Mehrzahl dieses Arbeitervolkes sehr nöthig ist; denn viele suchen sich die Arbeit zu erleichtern, in der Dunkelheit etwa auch in einen Winkel zu liegen und zu schlafen, die Arbeitszeit zu verkürzen. Daher herrscht da eine feste Ordnung, und wer sich dieser nicht fügt, wird alsobald fortgeschickt. Das Werk selber erfordert die größte Aufmerksamkeit; es sind auch stets neuer und unvorhergesehener Schwierigkeiten so viele, daß die Leiter des Baues nicht vorsichtig genug sein können, und daß auch schon mehrere Bauverständige zu zweifeln anfingen, ob das Werk könne zu Ende geführt werden. Andere prophezeihen noch mancherlei Unglück. Das soll dir aber nicht Angst machen, liebe Margarita. Die Werkführer sind des Bergbaues kundige Männer; viele derselben haben auch schon nicht minder große und schwierige Unternehmungen der Art geleitet und glücklich vollendet.

Ich wohne auf dem Hauenstein bei einem rechtschaffenen Bauer. Er hatte bisher kein Arbeiter in sein Haus aufnehmen wollen. Mein Werkmeister hatte mich ihm empfohlen. Und wie mich die Hausleute eine Weile betrachtet und angehört, erlaubten sie mir, bei ihnen einzukehren. Sie gaben mir zur beständigen Wohnung eine zwar kleine aber liebliche und mit einem Ofen versehene Kammer. Sie hat

ein Fensterchen gegen das Gebirge. Eine schönere Aussicht könnte ich nicht haben. Während ich dir hier schreibe, brauche ich nur aufzublicken, so sehe ich in das Aarethal hinunter auf seine Dörfer und Städtchen, Burgen und Schlösser und über die waldigen Vorberge hin an die ganze Alpenkette, die gerade jetzt wolkenlos pranget.

Vom Tunnel herauf habe ich bis in meine Wohnung eine halbe Stunde zu gehen. Auch dieser Gang nach der Arbeit in den dunkeln Räumen ist mir gesund, und hier oben athme ich wieder in der frischesten Luft.

Wenn alles so fortgeht, wie es mir bisher Gott gelingen ließ, so bin ich nicht umsonst hier, und führt unsere Trennung doch endlich zur Vereinigung."

Margarita schrieb dem Andreas: „Ich bin immer bei dir; ich bete auch oft für dich besonders Nachts, wenn ich denke, daß dich nun die Reihe an die Nachtarbeit getroffen habe. Es fällt mir dann auch schwer, daß ich in meiner stillen Kammer ruhen soll, während du eine lange Nacht in der mühseligsten Arbeit durchwachest; könnte ich nur sie mit dir theilen! Unser große Garten gibt mir zwar viel zu thun, und ich danke Gott für die Menge der Arbeiten; aber gegen die deinen sind es ja keine Arbeiten, sondern eher Vergnügungen, besonders da mir Gott alles wohl gedeihen läßt. Die Hausfrau ist mit mir auch sehr zufrieden. So schön, sagt sie, sei ihr Garten noch nie im Stande gewesen; sie thut sich etwas darauf zu gut, wenn die Nachbarinnen vor demselben stille stehen und die Fülle der mannigfachen Gemüse beloben. Mit besonderer Freude sieht sie selber dann in die benachbarten Gärten, in denen weder Spargel, noch Erbsen, noch Blumenkohl und anderes so reich und schön steht wie bei uns. Wir brauchen

nicht alles, was wir pflanzen, vieles kommt auf den Markt und bringt nicht wenig Geld; da ist denn die Hausfrau so gütig und gibt auch mir bisweilen ein Trinkgeld. Der Tochter Sophie besorge ich ihre Blumen; und es ist wahr, weit und breit sieht man nicht einen reicheren Flor. Ich wollte, ich könnte dir ein hübsches Glas vor dein Fensterchen stellen Nelken, Rosen, Nachtviolen, da sähest du durch meine Blumen in die schönen Schneeberge hinein. Die Tochter Sophie ist mir sehr freundlich. In meinem Heimweh hat sie mich schon oft getröstet. „Lesen wir etwas mit einander", sagt sie dann, „oder singen wir ein schönes Lied." Sie kann gar zierlich singen und klavierspielen. Sie hat mich schon manches feine Lied gelehrt und sagt unser Stimmen passen wohl zusammen, das findet auch der Herr und die Frau und sie hören uns gerne zu. Dann muß ich ihnen etwa auch eins unserer alten Lieder singen. Ach wie oft haben wir sie selbander auf der Sommerau durch Feld und Wald oder im Garten und am Brunnen beim Mondschein gesungen! O du liebe Zeit! Jüngst wünschten sie eine wehmüthige Weise zu hören, da sang ich ihnen das Lied:

Auch unter Blumen öffnen
Die Gräber sich allwärts;
Die Theuersten versinken;
In Blumen weint der Schmerz.

Bis sie uns selber decken,
Ach mangelt das Geleit.
In Blumen erst des Himmels
Geht Unzertrennlichkeit.

Die Weise dieses Liedes erweckte mir so das Heimweh und machte mir so bange, daß ich weiter nicht mehr singen konnte.

Auch die Sophie weinte. Sie hat offenbar auch ſchon erfahren, was Liebe iſt. Der Herr verlangte zu wiſſen, was du vom Hauenſtein gemeldet habeſt; ich las es ihm. Und er ſagte: du möchteſt auch ſeinetwegen ſo ferner thun und vom Fortgang des Werkes ausführlich erzählen; das ſei lehrreich. Er habe es in ſeiner Abendgeſellſchaft mitgetheilt und da haben alle gar aufmerkſam zugehört. Er läßt dich grüßen. Er hat auch vernommen, daß der Bauer auf der Sommerau unſer Wegſein empfinde; es habe derſelbe ſeither ſchon öfter Knecht und Magd gewechſelt; aber Niemand könne es ihm treffen, von einem Knecht, den er wegen des geringen Lohnes vorgezogen, ſei er nachher um mehr als das Zehnfache beſtohlen worden.

Möchte dieſe Jasmin-Blüthe, die ich in den Brief lege von dem Stocke, der vor meinem Kammerfenſter blüht, noch etwas Geruch bringen. Und wenn ſie dich auch nicht anhaucht, du fühlſt doch meine Nähe. Ja fühle ſie früh und ſpät! Ich herze dich und ſage mit Inbrunſt: Gott der Herr behüte dich!"

Nicht lange nachher ſchrieb Andreas wieder: „Es geht mir, Gott ſei Dank! immer beſſer. Da ich nun mit allen Arbeiten und dem ganzen Bau bekannter, auch eine Aufſeherſtelle ledig geworden war, hatte mich der befreundete Werkmeiſter für dieſelbe empfohlen. Und ſiehe nun bin ich einer der vielen Aufſeher, habe zwar große Verantwortlichkeit, auch mancherlei Verdruß, aber doch eine minder beſchwerliche und angreifende Arbeit und einen noch größeren Lohn. Ich bin daher im Stande, mitkommende Summe zu ſchicken. Lege ſie in die Erſparnißkaſſe unſerer Gegend.

Ich bin auch, wofür ich Gott nicht genug loben und

preiſen kann, durchaus geſund. Du mangelſt mir freilich ſtets und überall; aber deine Briefe richten mich wieder auf. Das thut auch die wundervolle Schönheit der Gegend. Etwa habe ich einen freien Sonntag; dann ſtreife ich am liebſten allein von früh bis ſpät auf den grünen Bergen umher und wenn ich in alle die Schönheiten hinunter ſchaue, denke ich tauſend Mal: Ach wäreſt du bei mir! Ich habe mich auch ſchon in Olten, in Aarburg und Zofingen nach einem Dienſt umgeſehen, der für dich paſſend wäre; allein bisher umſonſt. Ich gebe aber die Hoffnung nicht auf. Vielleicht würdeſt du aber deine jetzige Herrſchaft nicht einmal gerne verlaſſen. Aber wie viel ſchöner, erquickender wären mir die Sonntage, wenn ich an denſelben dich beſuchen, mit dir Hand in Hand luſtwandeln könnte! — Ich hatte es bisher noch nie ſo gefühlt, was für eine Wohlthat es iſt, ein Sonntagskleid anziehen zu können. Denn ſo garſtige Kleider, wie wir ſie die ganze Woche im Tunnel tragen, hatte ich eben auch noch nie tragen müſſen. Etwa eile ich am Samſtag Abend bei warmem Wetter an die Aare hinunter, mich von all dem Unrath und Qualm des Tunnels zu reinigen und durch Schwimmen mich zu erfriſchen. Erlaubt dieß das Wetter nicht, ſo eile ich Samſtags noch in eins der nahen Bäder zu Eptigen oder Loſtorf. Ich glaube, dieß Baden hat mitgeholfen, mich geſund zu erhalten. Sonntags früh dann, wenn der Himmel klar iſt, welch ein Erwachen! Die höchſten Bergſpitzen, wie vor Freude roth, ſehen mir in die Kammer herein; hin und wieder liegt im Thal noch Nebel und ſchimmert wie ein See. Dann hebt die Morgenluft von Berg und Thal die Hüllen weg, ſie fliegen auf und verſchwinden und nun glänzen die Schlöſſer und Höfe und Dörfer. Ich öffne

das Fenster; ein frischer Hauch und Wohlgeruch wehet mich an und immer wieder ein neuer Lebensodem aus einem Abschnitt der heiligen Schrift, den ich dann lese. Es freut meine Hausleute, wenn ich sie in ihre Pfarrkirche nach Ifenthal begleite. Dieß ist ein Dörfchen, eine Viertelstunde westlich von Hauenstein. Die Kirche sieht vom Berge gar lieblich ins Thal. Vor derselben stehen Linden, in ihrem Schatten sammeln sich die Kirchgänger; man sieht zwischen den reich bewaldeten Berghalden in das Thal hinunter, durch welches sich die Hauensteiner Straße in weiten Krümmungen zur Höhe herauf windet, und durch welches hinunter nun der Eisenbahnwall sich zur Aare senkt. In der Mitte des Thals geht die Bahn auf einer mächtigen Brücke über die Landstraße. Unten im Thal glänzt die Aare und das grüne Land und überall die Hügel und Berge, die Pracht der Alpen, an denen sich die Morgennebel lösen. Herauf tönt Sonntagsgeläut. So unter der Linde sitzend bin ich schon erbaut und dann geht mir auch die schlichte Predigt des ältern Pfarrers oder die seines jungen Vikars noch eher zu Herzen. Darnach steige ich sachte über die grasreichen Bergwiesen weiter gegen Westen hin von Hof zu Hof. Sie sagen, es seien das Sennereien, wie drinnen in den Alpen, und es seien auch im Hochgebirg keine grünern Matten als hier. Ueberall öffnen sich auch die schönsten Aussichten; ich sehe wie in die Alpen, so auch zu dir in den Schwarzwald hinaus, ich bin nun gewiß, dort die Höhe gefunden zu haben, wo wir Abschied genommen. Auf diesen Sennhöfen sind überall freundliche Leute, und finden sich auch aus benachbarten Städten Gäste, die auf dem Berge den Sommer zubringen. Solcher sah ich besonders viele in Kirchzimmern; dieser Sennhof ist rings von

Höhen umschlossen und nur gegen Abend offen, die Lage daher gar mild; ein erwünschter und stiller Aufenthalt für Kränkelnde; über den grünsten Wiesen und Wäldern ragen zunächst an der Sennerei zwei mächtige Felshöhen, auch sie sind noch bis zu ihren Spitzen mit Laubholz und Fohren geschmückt. Durch die quellenreichen Matten hinunter führt der Pfad weiter gegen Westen nach Langenbruck hinunter. Dorthin bin ich auch schon in die Predigt gegangen und werde noch öfter hingehen. Im Rückwege dann nach dem Hauenstein bestieg ich schon mehr als Ein Mal den Belchen, die höchste Spitze in dieser Gegend des Jura. Ach daß ich dich dort hinaufführte! da könntest du bequem zu oberst auf die Felsenbank sitzen und die Herrlichkeiten alle betrachten von den Höhen am Bodensee bis zum Montblanc. Da wollt' ich dir alle die Gipfel der Alpen nennen, die ich nun kennen gelernt habe, und dir sagen, aus was für Thälern sie emporsteigen; da sähest du am Lauf der Aare und an ihren Zuflüssen von Süden her zu deinen Füßen eine Menge Ortschaften, weithin gegen Morgen Lenzburg, dann Aarau, näher Olten, Aarburg und Zofingen, weiter hinauf den weißen Strich, es ist Langenthal mit seinen Bleichen; im Jura selber nach allen Seiten eine Menge schön geformter Gipfel und Flühen, gegen Norden weithin unsern Schwarzwald und die Vogesen. Wahrlich es war mir auf diesem Felsensitze fast nur zu schön für meine Einsamkeit.

Wie sehr viele der Tunnel- und Eisenbahnarbeiter ihren Sonntag zubringen, will ich dir nicht beschreiben. In wüsten Gelagen verprassen manche ihren so mühselig verdienten Wochenlohn. Nur Wenige sind eingezogen und sparsam; etliche ein gottloses Volk, welches jetzt, da sie stets nur

Ihresgleichen sehen und hören, noch mehr verwildert. Eine Ausnahme machen die Arbeiter aus der Umgegend, besonders die Verheiratheten und die Söhne, welche täglich wieder in ihr Elternhaus kommen.

Mehreren besonders leichtfertigen Burschen, wenn sie unter meiner Aufsicht standen, machte ich schon freundliche Vorstellungen. Sie meinten, ich spasse und lachten mich aus. Viele derselben hassen mich auch, weil ich bei der Arbeit sie nicht feiern lasse, am Werken selber der erste und der letzte bin, auch ihre abscheulichen Reden bei der Arbeit nicht dulde. Glauben sie den Aufseher nicht in der Nähe, verlästern sie ihn, verabreden auch allerlei, ihn zu betriegen. Sie sagen: „Die Herren nützen uns aus bis aufs äußerste, sollten wir nicht auch auf unsern Nutzen sehen? Die Herren stellen uns tief in alle Mühseligkeit, Noth und Gefahr, und thun nichts zu unserer Erleichterung; da müssen wir uns selbst helfen.“ So sind sie einigermaßen unter sich verbunden und helfen sich oft selbst mit Opfern auf eine merkwürdige Weise. Sie klagen auch nicht ganz ohne Grund. Es herrscht in diesen Unternehmungen bei einigen zu höchst Gestellten eine außerordentliche Selbstsucht und Herzlosigkeit. Die Regierungen haben den Arbeiter und dessen Angehörige wenig oder gar nicht geschützt. Es geht kein Schiff in die See ohne einen Schiffskaplan, kein Bataillon ins Lager ohne seinen Feldprediger; und da sind viele hundert Arbeiter eine Reihe von Jahren beisammen; keine Seele denkt daran, daß sie auch Seelen seien. Es wäre schon der äußere Vortheil der Unternehmer gewesen, für das Wohl ihrer Arbeiter, welche für sie das Leben einsetzen, zu sorgen leiblich und geistig; für das Eine geschah nicht viel, für das Andere gar nichts. Die Generalunternehmer sind wahrlich keine

Generäle; wenn ein rechter General, wie ich ſchon oft geleſen, ein Vater der Soldaten ſein ſoll. Es ſcheint mir oft, gewiſſen Herren iſt der einzelne Menſch noch von minderem Werth als ein Laſtthier. Es hat unter den Arbeitern auch ſehr begabte und fürs Beſſere empfängliche Menſchen. Ein dazu geeigneter Mann, dem die Seelſorge derſelben übertragen worden wäre, hätte in der Reihe von Jahren an manchem Einzelnen gewiß mit Segen wirken können. Man ſagt freilich: es ſind Vagabunden, ein gottloſes Volk; aber eben deſſen ſollte man ſich am eheſten annehmen. Die Sträflinge in Zuchtanſtalten, ja Galeerenſklaven haben ihre Seelſorger. In dieſer Beziehung ſind hier Menſchen und Vieh gleich gehalten. Ich erachtete es daher für meine Pflicht, da ich das erſte Mal als Aufſeher mit meiner Mannſchaft in den finſtern Tunnel zog, zu ſagen: „In jedem Bergwerk, ihr Männer, iſt auch eine Kapelle, da treten, die zur Grube fahren, zuerſt ein und befehlen ſich dem Schutze Gottes; ſprechen wir darum, ehe wir an unſere Arbeit gehen, ein kurzes Gebet.“ Alle lachten mir Hohn und ließen mich ſtehen. An jenem Tage aber verunglückten zwei von meiner Mannſchaft; durch einen vom Gewölbgerüſte gefallenen Quaderſtein wurde dem einen ein Arm, dem andern ein Bein zerbrochen. Als wir des andern Tages wieder unſere Schicht antraten, ſagte ich: „An Gottes Segen iſt Alles gelegen; wenn Gott nicht wachet, wachet der Wächter umſonſt; wir haben es geſtern erfahren. Laſſet uns Gott um ſeinen Schutz anflehen.“ Es wurde mir jetzt doch nicht Hohn gelacht; aber die meiſten gingen vorwärts und nur wenige blieben ſtehen, während ich ein kurzes Gebet hielt. Da ich dann aber für die Verunglückten aufs eifrigſte ſorgte, ihnen und den Ihrigen eine nicht unbedeu-

lende Unterstützung auswirkte, so blieben die andern Male, wenn wir an die Arbeit gingen, noch mehr zum kurzen Gebete stille stehen, obschon auch andere Aufseher und Arbeiter dessen lachten. Es ereignete sich schon, daß wir bei Wasserdurchbrüchen oder bei andern dringenden Arbeiten auch Sonntags im Tunnel waren und naß geworden, uns in dem hiefür eingerichteten Raum trockneten und ausruheten. Da sagte ich einmal: „Es ist Sonntag; darf ich euch nicht ein Kapitel aus der heiligen Schrift vorlesen? etwa die Bergpredigt? sie ist mitten in diesem Berge noch nie gelesen worden. Einige wollten, Andere nicht. Sie kamen überein, die Minderheit müsse sich der Mehrheit fügen; es wurde abgestimmt; und siehe: es stimmten mehr für das Lesen. Die Andern waren durch ihr Uebereinkommen verpflichtet, stille zu sein; und sie waren es auch. Viele hatten diese himmlischen Worte noch nie selber gelesen. Die göttliche Wahrheit rührte ihr Herz. Sie verstanden ohne weitere Erklärung die ewigen Tröstungen: Selig sind, die da Leid tragen. Selig sind die Barmherzigen. Selig sind die Friedfertigen. Seid Kinder euers Vaters im Himmel u. s. w. Ich las sehr langsam. Das Gebet des Herrn betete ich mit rechter Inbrunst. Sie hörten stille zu bis zum Ende. Die Meisten schwiegen, ernster geworden. Einige sagten: das sei doch etwas Rechtes, solche Worte vorzulesen, und es anzuhören, mache einem Tunnelarbeiter keine Unehre. Und einer sagte: das ist denn doch die Predigt aller Predigten; du mußt uns diese und andere aus der heiligen Schrift öfter vorlesen, Andreas; und gewiß, es ginge Manches besser, wenn wir bisweilen und besonders auch an einem Sonntag so zusammen säßen. „Ich bin immer dabei", sagte ich, „und wo zwei oder drei sind, sich zu

erbauen, da ist ja eine Gemeine." Seitdem habe ich wirklich schon öfter einigen an Sonntagen oder in Feierstunden aus der Bibel vorgelesen. Die meisten freilich haben ihr Gespött darüber und heißen mich den Apostel Andreas, den Missionar aus dem Schwabenland. Ich lasse aber nicht ab. Schon folgen mir Sonntags einige Arbeiter, wenn ich nach Läufelfingen hinunter in die Kirche gehe. Wenn auf die Herbst- und Winterzeit die Unternehmer der Zentralbahn in den vielen Räumlichkeiten im Bahnhof zu Olten für den Sonntag einen Saal anwiesen, darin sich die Arbeiter zum Lesen oder Schreiben oder auch zur Erbauung und zum Unterricht versammeln könnten, so würden die Arbeiter auch ordentlicher, jetzt sind sie fast gezwungen, den Sonntag im Wirthshause zu versitzen und zu verderben. Du siehst, ich habe hier viele Veranlassung, über die Volksvernachlässigung nachzudenken und darüber Erfahrungen zu machen. Es sagten auch schon einige Uebelwollende, ich sei wahrscheinlich ein Schulmeister, der wegen Frömmelei verjagt worden sei. Andere meinen, ich habe etwas von einem Verwalter eines Zuchthauses; ich werde wohl schon in einem solchen gewesen sein. Das kommt mir jetzt freilich zu statten, daß ich auf der Sommerau oft Schaaren von Taglöhnern in Zucht und Ordnung gehalten. Ich denke in diesen Frühlingstagen oft an jene Zeit zurück. So Gott will, blühen auch uns einst noch eigene Bäume um unser Häuschen im eigenen Garten!"

Nach einiger Zeit schrieb Margarita: „Ich habe dir von einem großen Glück zu schreiben. Eine ferne Verwandte von mir, die meiner vergessen und an die zu denken ich auch keine Aufforderung hatte, ist kinderlos und ohne ein Testament gestorben, hat aber ein nicht geringes Vermögen

hinterlaſſen und ich bin nach Unterſuchung und richterlichem Spruch einzige Erbin. Gott ſei Lob und Dank! Jetzt bin ich der unaufhörlichen Angſt um dich bald enthoben. Wir können das Gütchen, das du auserſehen oder auch ein anderes und größeres kaufen. Künde alſo deinen Dienſt auf und kehre, ſo bald du kannſt, zu deiner dich mit Sehnſucht erwartenden Braut."

Andreas antwortete: „Dein Brief lautet wie ein Mährchen, aber um ſo mehr iſt ihm zu glauben. Ich habe auch wirklich meinen Dienſt aufgekündet, kann ihn aber nach meinem Vertrag vor Ende des Monats, das iſt dieſes Jahr nicht vor Pfingſten verlaſſen. Donnerſtags am acht und zwanzigſten Mai Morgens um zehn Uhr gehe ich mit meiner Mannſchaft zum letzten Mal in den Tunnel. Wenn es dir deine Herrſchaft erlaubte, ſollteſt du mich abholen; ſo würde doch noch einmal mein Wunſch erfüllt, mit dir durch dieſe grünen Thäler des Jura zu gehen, durch dieſe jetzt ſo blumigen Bergwieſen und mit dir von den Flühen hinunter zu ſchauen. Es iſt in dieſen Tagen über alle Maßen ſchön. Die Bäume blühen im ganzen Land in vollſter Ueppigkeit, wie ſeit Jahren nie mehr. Der Blüthenſchnee wölbt ſich weit und breit hoch über den ſchwarzen Strohdächern der Dörfer. Wenn du kämeſt, ſo würden die Obſtbäume auf den Höhen des Jura erſt in die volle Blüthe kommen, denn dieſe beginnt hier, wenn ſie im Thale nach ihren wenigen Tagen verweht iſt. Doppelt ſchön prangen hieoben die alten Obſtbäume in der friſcheſten Verjüngung auf den Bergweiden zwiſchen den dunkeln Wäldern und den grauen Felſenwänden. Du könnteſt da mitten aus dem Blüthenſchnee heraus und unter demſelben hinüber ſehen auf den Schnee der Alpen, der früh und ſpät mit Roſenroth beſäumt

ist wie die Blüthe der Apfelbäume; dann stiege ich mit dir alsobald zur Frohburg hinauf, nicht zunächst der vortrefflichen und viel besuchten Wirthschaft wegen, obschon wir da auch echte Landskraft träfen, guten Markgräfler, und du mir wohl zum Willkomm eins Bescheid thätest, nein der unvergleichlichen Aussicht wegen bei den rothen Buchen, die nach allen Himmelsgegenden gleich reizend ist und voll der reichsten Abwechslung. Ich saß dort allein und dein gedenkend am spätern Abend des heiligen Himmelfahrtsfestes. Auf den Zinnen der Alpen im weiten Kreis brannte das Abendopfer im sanften Feuer; auch die Jurahöhen nah und fern glüheten in tiefblauem Purpur; im goldnen Duft der im weiten Abendhimmel untergehenden Sonne standen die Vogesen und der Schwarzwald. Mir zu Füßen am Nordabhange lag schon im Schatten das stille Dörfchen Wiesen, gerade vor mir über glänzte mit seinem frischen Wald und Wiesengrün noch brennend beleuchtet die ganze Hügelkette des Hauenstein's, durch den hin sich der Tunnel zieht. Daß selber am heiligen Himmelfahrtsfeste in den Finsternissen des Berges der Tagelöhner arbeiten muß, sagte mir der hinter dem Dorfe Hauenstein aus dem hohen Schlotte des Schachtes aufsteigende Rauch. Ich mußte denken: ach dort unten haben sie keine Himmelfahrt, keine Auffahrtsgedanken. Und diese waren mir jetzt um so festlicher zu Theil geworden, da nun mir so schnell und so unerwartet die Erlösung aus diesen Arbeiten der Unterwelt gekommen ist. Die südlichen Abhänge des Jura waren auch schon im Schatten, nur das Sälischlößli mit einem Thurme glänzte im röthlichen Abendlichte noch herüber und die Festung Aarburg und in der Ferne mancher Hof und Kirchenthurm. Alles um mich war still; ohne

Glockenklang weidete die Heerde. Die Lichter der nächsten Höhen erloschen, die Dämmerung trat ein. Das Abendgeläut aus der Kirche von Trimbach tönte herauf. Ich schaute hinunter; der Mond ging auf; von seinem Lichte schimmerten die Wellen der Aare und die Kreuze auf den Gräbern des Kirchhofes zu Trimbach. Mein Blick blieb dorthin wie gebannt. Das Kreuz der Gräber predigt ja eben auch des Herrn Auffahrt und die Seligkeit derer, die in ihm entschliefen und aus den Gräbern der Tiefe und Finsterniß ihre Auffahrt halten durften. Es liegt im Kirchhofe zu Trimbach schon mehr als Ein im Tunnel Verunglückter begraben, Jünglinge und Hausväter. Diese Gedanken begleiteten mich auf meinem einsamen Heimgange und auch in Träumen noch. Es steht östlich von Trimbach an dem Wege, der unten im Dorfe bei der kleinen Kapelle nach Lostorf geht, zunächst demselben ein altes steinernes Kreuz auf einem Acker, welcher neben einer alten nun verschwundenen Kirche des Dorfes ehemaliger Gottesacker gewesen sein soll, umgeben von Kornfeldern und Obstbäumen. Diesen kleinen Acker sah ich im Traume neuerdings zu einem Begräbnißplatze geworden, seiner Breite und Länge nach ganze Reihen neuer Gräber, mit weißen hölzernen Kreuzen, an denen frische Kränze hingen. Ich sah dich auf diesem Platze, und drüber erwachte ich. Und seither blicke ich immer, wenn ich ins Thal hinunter sehe, nach diesem alten steinernen Kreuze. Kommst du her und stehen wir mit einander auf diesen Höhen, so lässest du dir wohl auch dieses steinerne Kreuz zeigen, aber auch alles Andere, was das Auge ergötzt und die Seele erhebt. Ja komme doch. Schreibe, ob ich dir am Pfingstsonntag oder Montag nach Läufelfingen entgegen kommen soll; denn bis dorthin könntest

du auf der Schweizerbahn fahren, und an die badiſche Bahn haſt du ja nur wenige Stunden zu reiſen. Alſo ſage ich: auf ein baldiges und ſeliges Wiederſehn!"

Am achtundzwanzigſten Mai, Donnerſtag Morgens um zehn Uhr, wie Andreas geſchrieben hatte, lösten ſich die Arbeiter in der ſüdlichen Seite des Tunnels ab und zog er mit ſeiner Mannſchaft an ſeine Schicht. Er ſtand auch dieß Mal am Eingang des Tunnels ſtill mit denen, die ſeines Sinnes geworden, entblößte das Haupt, und ſprach: „Das walte Gott, er behüte unſern Ein- und Ausgang! Bringe uns wieder hervor aus den Tiefen der Erden! Amen." Wie ſie ſchon tief innen am Schachte vorbeigingen, der in den Tunnel mündet und wo in der Schmiede die beiden Eſſen in voller Thätigkeit waren, ſtand er da ein wenig ſtill und ſchaute aufwärts. Die Arbeiter hatten geſtern im Schachte über dem hölzernen Gitter, welches vor herabfallenden Steinen ſchützen ſollte, in einem eiſernen Roſte oder Ofen ein Feuer angezündet, um damit die Luft zu reinigen und den Luftzug zu befördern. Andreas ſagte: „Wenn ich hier bei euch zu befehlen hätte, ſo ließe ich dieſes Feuer löſchen, denn leicht könnte daraus ein ſchreckliches Unglück entſtehen. Denket doch, wenn ſich durch euer Feuer der etliche hundert Schuh hohe Holzthurm entzündete, mit deſſen Wänden der Schacht eingeſchalet iſt! Wahrlich ihr ſchmiedet da nicht anders als in einem hölzernen Thurme. Und wie ich an euern Werkſtätten vorüber ging, habe ich, noch ehe ihr dieſen Roſt aufgeſtellt, ſchon gar manchmal gedacht, da drohe noch Unglück." Die Arbeiter ſagten: „Wir ſchmieden hier ſchon die längſte Zeit; die Holzwände und Sperrbalken reichen nicht ſo weit herunter; zunächſt geht der Schacht ja wieder durch Felſen, wie oben hinaus.

Je weiter ihr aber im Tunnel vordringt, deſto ſchwüler und ungeſunder wird die Luft; der Ventilator hier vermag nicht mehr genug geſunde Luft hinein zu ſchaffen. Nun wir aber nach Anweiſung der Oberaufſeher ſeit geſtern dieſes Feuer im Schacht unterhalten, hat ſich die Luft hier merklich verbeſſert. Ihr werdet auch hinten im Tunnel leichter athmen und nicht ſo ſehr von Hitze leiden. Wie wollte unſer Feuer anzünden? Du ſiehſt ja, es brennt in einem eiſernen Roſt; ein eigens hiefür beſtellter Mann unterhält es und wirft, auf dem Gitter ſtehend, auf welchem der Roſt ruht, in denſelben von oben das Holz. Auch leitet ja, ſiehe nur, die weite, eiſerne Röhre über dem Roſt die Hitze in die Mitte des Schachtes und Funken können die Holzwände desſelben nicht erreichen, denn dieſe fangen ja erſt achtzig Fuß oberhalb des Geſteins an, in welches das Rohr führt. Zudem ſiehſt du ja über dem Feuer im Roſt noch einen Boden, der iſt mit Lehm und Pferdemiſt bedeckt und ſteht in ſeiner Mitte ringsum einen Fuß vom Rohre ab. Du kannſt ja durch dieſe Oeffnung des Bodens in den Schacht hinauf ſehen." Andreas ſchaute wirklich hinauf und ſagte: „Es iſt mir, ich ſehe weiter oben noch das Tau herunterhängen; es iſt bethcert und drei Zoll dick. Könnte dieſes nicht Feuer fangen und die Holzwand entzünden? Warum iſt dieſes Tau nicht ganz hinauf gezogen worden? Könnte nicht auch in der Holzwand ein Balken, ein Brett ſich gelöst haben, herausſtehen und herunterhängen und von auffliegenden Funken entzündet werden? Iſt das Alles gehörig unterſucht worden? Iſt Jemand deßhalb den Schacht herab und hinauf gefahren?" „Das kannſt ja du thun", ſagten die Schmiede, „du ſollteſt uns nicht frieren; wir wollten dir hier von unten ſchon zünden." „Es iſt

wahrlich weder zum Spaſſen noch Spotten", fuhr Andreas ſehr ernſt fort, „ihr wiſſet nicht einmal, wie weit das Tau herabreicht. Und da ſolltet ihr doch nachſehen. Ich bitte euch dringend, thut das! Und reicht es bis auf den Lehmboden herab, ſo eile doch ſchnell Einer nach Hauenſtein hinauf an den Eingang des Schachts und ziehe das Tau zurück. Ich werde auch den erſten Werkführer, den ich antreffe, auf dieſen Umſtand aufmerkſam machen." „Es iſt Schade", ſagten die Schmiede, „daß du nicht der oberſte Werkführer biſt; du hätteſt wohl den Tunnel ſchon längſt vollendet." „Und auch daran", ſagte Andreas, indem er ſich durch den Spott nicht ſtören ließ, „auch daran werde ich erinnern, daß die Röhre, welche den Rauch euerer Eſſe in den Schlott leitet, an ihrem obern Ende, da wo ſie in den Schacht mündet und an der Seite desſelben hinaufgeht, von Holz iſt und ſich auch noch entzünden könnte. Zudem wann iſt dieſes Rohr gerußet worden? Ich glaube, noch gar nie. Jetzt iſt durch euer Feuer im Roſt der Luftzug im Schacht allerdings mächtig, ja auf eine ſchreckliche Weiſe vermehrt; wenn ſich nun der Ruß in dieſer Röhre euerer Eſſe entzündete und hinaufflöge, ſo könnte auch er ſchon einen Brand veranlaſſen." „Wie wollten", antworteten die Schmiede, „fliegende Funken achtzig Fuß höher hinauf feſte Balken anzünden?" „Das iſt gar nicht unmöglich", ſagte Andreas; „der ganze Holzthurm da über eueren Köpfen, der wohl aus hundert Klaftern Holz beſteht, iſt durch die Hitze und den Rauch euerer Eſſe ſo ausgetrocknet und wird es nun durch das Feuer in euerem Roſte noch dermaßen, daß wenn ſich von einem einzigen auffliegenden Funken oben ein Splitter entzündet, der ganze Thurm, als wie ein Pulverthurm, von unten bis oben in Einem

Augenblicke in Einer Flamme ſtehen wird. Dann ſtellt euch das Entſetzliche vor: mehr als hundert Arbeiter zu hinterſt im Tunnel, und hier ſtürzt der brennende Holzthurm herunter und mit ihm von ſeiner Glut aufgelöst oben das Mauerwerk!" — „Du biſt ein Narr", ſagten die Arbeiter, „würden die hundert oder mehr Klafter Holz ſo in Einem Augenblicke verbrennen? am Ende ließen wir's oben hinaus brennen und hätten immer noch Zeit, aus dem Tunnel zu kommen." „Aber ihr bedenket nicht", ſagte Andreas, „den ungeheuern Luftzug, den das Feuer im Schachte erzeugen müßte, ein Luftzug, der wie ein Sturm, ja wie ein Orkan hinauf raſen und die verzehrende Gewalt der Flammen aufs äußerſte vermehren würde." „Für einmal", ſagten die Schmiede, „gibt uns das Feuer im Roſt kühl und wir werden es, damit auch ihr tief hinten kühl bekommet, wohl unterhalten." „Möge euer Feuer", ſagte Andreas weggehend, „nur Keinen kalt machen." Vom Schachte weg bis ſo weit der Durchbruch vorgedrungen, war es jetzt eine Strecke von etwa 2000 Schuh. In dieſer Abtheilung war der Tunnel nur 1000 Schuh weit gewölbt, die übrigen 1000 Schuh waren nur durch Holzgerüſte gegen Löſung und Sturz von Erde und Steinen geſichert. Im hinterſten Ende war Andreas mit ſeinen Leuten an der Arbeit, die bis eine halbe Stunde nach dem Mittag ihren ungeſtörten Fortgang hatte.

Hinter dem Dorfe Hauenſtein, wo ſich in einem Keſſel von grünen Hügeln umgeben, der Schacht öffnet, ſtehen in geringer Entfernung von der Oeffnung und dem Kran, an welchem früher durch den Schacht die Arbeiter und die Bauſteine und alles Uebrige hinuntergelaſſen worden, und eine Dampfmaſchine Luft hinunter pumpte, einige Häuſer,

zunächſt ein neues mit Ziegeln gedecktes, weiter abwärts einige Strohhütten. Am achtundzwanzigſten Mai, Mittags um $12^1/_2$ Uhr, rief die Hausfrau im oberen Hauſe ihrem Mann, der in der Scheune war, er möchte doch ſehen, es rauche aus dem hölzernen Schlotte des Schachts ganz ungewöhnlich. Der Mann kam, ſah den Rauch oben heraus in dicken Schwällen und ſeitwärts aus allen Fugen und Ritzen des Schlotts dringen und ſagte: „Das iſt nicht der Rauch der Eſſe; und horch, wie es im Schachte kniſtert! es tobet und toſet als wie in einer Hölle.“ Und wie er dieß ſagte, ſchlug eine Flamme aus dem Schlotte hoch und immer höher und verzehrte den Schlott und ſtrömte und wüthete aus dem Schacht in ſeiner ganzen Breite mit ſchrecklichem Ziſchen und Sauſen. Wenn ein ſolcher Flammenſtrom, wie er hier bis in die Wolken empor fuhr, wagerecht zu den Thoren einer Stadt herein ſchlüge, im Augenblicke läge Gaſſe um Gaſſe in Aſche. So hoch wie dieſe Feuerſäule, ſo mächtig und gewaltig iſt noch nie ein Waſſerſtrahl emporgeſchoſſen. „Allmächtiger Gott“, rief der Bauer, „der ganze Berg brennt! helfet, löſchet! unſere Häuſer werden angezündet.“ Wirklich fielen eine Maſſe brennender Kohlen auf das Dach; zum Glück war es mit Ziegeln bedeckt. Die Bewohner der Hütten etwas weiter unten ſchütteten, ſo viel ſie konnten, Waſſer auf ihre Strohdächer; kaum vermochten ſie das mehr als einmal in denſelben ausbrechende Feuer zu löſchen. Der hohe hölzerne Schlott über dem Schachte war nun zuſammengebrannt. Die Flammenſäule aus dem offenen Schachte nahm nicht ab, ſie trug jetzt angebrannte Bretter wie Spielkarten in die oberſte Höhe; wie ein feuerſpeiender Berg ſchleuderte der brennende Schlund lodernde Balken, ja Felſen in die

Luft; es regnete und praſſelte von Steinen und feurigen Holzſtücken. Die Hitze verſengte nahe ſtehende Bäume, ohne daß dieſe von dem Feuer berührt wurden. Und höher als der Flammenſtrahl ſtieg und wirbelte noch die Rauchſäule. Sie wurde auf viele Stunden weit bemerkt. Das Land ringsum meinte, ganz Hauenſtein gehe im Brande auf und eilte zu Hülfe.

Die Leute aber zunächſt am Feuerſtrome des Schachtes dachten, wie dann nach und nach die Flammenſäule ſich ſenkte, aber Rauch und Hitze immer hervorquoll und dann das für den Augenblick durch den Sturz von Balken und Steinen gedampfte Feuer wieder hindurch drang und in einem neuen heftigeren Ausbruch empor wüthete wie aus einer Hölle, ſie dachten: was wird nun erſt im Tunnel ſelbſt geſchehen ſein? Um Gottes Willen! Iſt wohl alles verbrannt? oder haben ſie ſich retten können? Sind auch die hölzernen Gerüſte alle die lange Strecke weit in Flammen gerathen? Iſt wohl alles verſchüttet und umgekommen?

Eine arme Frau die eine dieſer Strohhütten bewohnte und ihren einzigen Sohn im Tunnel hatte, ſchrie, indem ſie ihr Häuschen zu retten ſuchte: „O mein Sohn, mein Sohn! mein Häuschen, mein Häuschen! Allmächtiger Gott, ſei doch meinem Sohn und mir gnädig und barmherzig!“

Den benachbarten Häuſern drohete nun das Feuer um ſo mehr, da auch der Kran neben dem Schacht und ein Theil des Gebäudes brannte, in welchem früher die Dampfmaſchine geſtanden.

Einige Leute, die auch im Tunnel angeſtellt waren, und beim Ausbruch des Feuers eben von ihren Höfen her über die Hügel kamen, um an ihre Schicht zu gehen, hatten auch feurige Kohlen von ſich zu ſchütteln, welche

der durch den Flammenstrom erzeugte scharfe Windzug über sie getragen hatte. Diese Leute sowie zwei Bauführer liefen nun jähsten Sprunges den Hauenstein hinunter zum Eingang des Tunnels. Da war von Arbeitern ein Getümmel, Her- und Forteilen, Fragen und Rathen und Befehlen, Ein Jammerruf, Ein Schrei: helfet! helfet!

Von hundertundzwanzig Arbeitern, die sich im Tunnel befanden, haben sich etliche siebenzig gerettet. Man zählt, frägt, ruft nach den Namen; es mangeln zweiundfünfzig. Die sind nun hinter den glühenden Trümmern des Holzthurmes und des in den Tunnel gestürzten Schuttes.

Die entkommenen Schmiede, mit welchen Andreas um 10 Uhr noch gesprochen, melden hastig: „Wir freuten uns des frischen Luftzuges und der Kühle, den uns das Feuer im Roste des Schachtes verschaffte, um so mehr, je weniger es dem Andreas hatte gefallen wollen. Wir hatten bis Mittags nach 12 Uhr schon ein gutes Stück Arbeit hinter uns. Da rief der Heizer des Ofens über uns in unsere oben offen stehende Schmiede hinunter: „Es brennt im Schacht. Wir warfen die Hämmer weg, eilten hinaus, schauten durch die Lücke des Bodens um das Rohr herum in den Schacht hinauf und sahen ihn in hellen Flammen. Sogleich eilte einer von uns, so schnell er nur laufen konnte, in den Tunnel hinein und rief: Rettet euch! Er traf auch unsern Handlanger und Laufbuben, der den Arbeitern ihr gebessertes Werkzeug hingebracht hatte und schadhaftes auf einem Wagen zurückbrachte. Diesem sagte er: Lauf, was du immer kannst, und ruf den Arbeitern in 18 und 19: der Schacht brenne; sie sollen fliehen! Der Laufbube eilte hin und rief: „Fort, fort, der Tunnel will einstürzen!" In der Abtheilung 18 wollten sie ihm

nicht glauben; in 19 aßen vier Arbeiter ihr Mittagsbrod; ein fünfter arbeitete noch und ließ ſich nicht ſtören und ſagte: es ſei nicht erſter April. Andere Arbeiter, da ſie die Todesangſt des Buben ſahen, eilten ſogleich hinaus; doch zogen ſie noch ihre Kleider an. Er ſelbſt vergaß auch nicht ſein Speiſeſäcklein, ſein Ueberhemd und Fläſchchen, und ſchoß dann mit vielen andern beim Schacht vorbei, wo ſchon brennende Balken herunterſtürzten.

In der Abtheilung 17 verſchloß noch einer der Arbeiter, ehe er entfloh, die Pulverkiſte und andere Kiſten, in denen Oel, Kerzen und Werkzeug waren, zog noch ſeine Kleider an und mahnte dann noch Andere, die er in 16 und 15 fand, zur Eile. Von 15 aus konnten ſie das Feuer ſehen. Um den Schacht herum war es hell wie am Tage. Er half vor dem Schacht andern Arbeitern ein noch unausgebrochenes Felſenſtück ſtützen! Das währte einige Minuten. Derweil ſtürzten aus dem Schacht immer mehr glühende Balken und Steine hinunter. Arbeiter, die noch aus der Tiefe hervorliefen, trauten ſich nicht durch dieſen Feuerregen hindurch und wichen zwei und drei Mal zurück. Und erſt durch die dem Feuer ſchon entronnenen ermuthigt, wagten ſie endlich, durch die Flammen zu ſpringen und entkamen.

Viele waren hinten im Tunnel geblieben. Sie hatten am Morgen das Geſpräch des Andreas mit den Schmieden gehört und ſagten: das hat Andreas mit dem Laufbuben verabredet, und wollten dem Rufe: rettet, rettet Euch! nicht folgen.

Aber Andreas ſelbſt, ſo erzählte einer der Entkommenen, beſchwor ſie doch ſo ſchnell als möglich zu entſpringen und eilte ſelbſt noch zu hinterſt in den Tunnel,

um alle zur Flucht anzutreiben und keinen zurückzulaſſen.

Wie dann die letzten von etwa ſiebenzig, die entrannen, durch die Flammen gedrungen waren, ſtürzte der brennende Holzthurm in den Tunnel, und die noch mit Andreas entſpringen wollten, waren nun abgeſchnitten.

Der Laufbube, wie er mit noch vielen andern zum Tunnel herausgeſtürzt kam, blickte zurück und ſchaute ſich um und fing an aufzuſchreien, zu weinen und zu jammern: „Sie wollten mir nicht glauben, auch dem Andreas nicht. Ach Gott, der iſt auch nicht da; er hat mich vorausgeſchickt und iſt ſelber noch tiefer hineingeſprungen, um die andern zu errufen. Er hat es ſo kommen ſehen.“

Alles dieſes Berichten, Suchen und Fragen geſchah in wenigen Augenblicken.

Am Ausgange des Tunnels ſind eine Anzahl größerer und kleinerer Wohnungen der Arbeiter, die ſich hier ſeit Beginn des Werkes angeſiedelt. Aus allen dieſen Häuſern waren die Männer, die Frauen und Kinder herbeigeſprungen. Andere Frauen, Töchter und Kinder waren da, die in der Mittagsſtunde ihren Vätern und Brüdern das Mittageſſen gebracht. Alle ſuchten im Gewimmel der Hervorgeſtürzten, dem Tode todtenblaß Entſprungenen die Ihrigen. Namen wurden gerufen; es wurde in der ganzen Menge mit Auge und Mund gefragt: iſt mein Mann, iſt mein Sohn, mein Bruder auch da? Und vielfaches Jammern brach aus nach den Vermißten.

Aber nicht lange wurde müßig gejammert. Es erhob ſich wie aus Einem Munde der Ruf: Auf, auf! Retten wir die Brüder! Und ſo ſtürzten mit den herbeigeeilten Arbeitern auch die dem Grabe kaum Entſprungenen mit

neuem Werkzeug wieder in den Tunnel hinein, und durch den Rauch und Qualm, um durch den brennenden Trümmerwall den Kameraden ein Thor zu öffnen.

Sie mochten es in dem Rauch nicht lange aushalten und waren bald wieder gezwungen, außerhalb des Tunnels frische Luft zu schöpfen. Aber so bald sie sich erholt, eilten sie wieder hinein, andere abzulösen und die Arbeit fortzusetzen. So wird mit Aufbietung aller Kräfte vom Mittag bis am Abend gearbeitet nicht ohne etwelchen Erfolg. Man hoffte, in der Nacht noch den Wall durchbrechen und die Eingeschlossenen erlösen zu können. Bis acht Uhr Abends war man schon 8 Schuh vorgedrungen. Man ermuthigte sich auch: die Eingeschlossenen werden sich mit möglichster Anstrengung suchen hinauszuarbeiten. Von den davongekommenen Arbeitern hatten sich schon einige zum fünften und sechsten Mal in den qualmenden Rauch und Dampf, in die Hitze und an die ebenso gefährliche als mühevolle Arbeit gewagt. Das bessere Gefühl gab sich auch in roheren Männern kund.

Mittlerweile hatte die Feuer- und Rauchsäule auf dem Hauenstein eine Menge Nachbarn zur Brandstätte gerufen; sie eilten in Schaaren herbei von beiden Seiten des Berges mit Feuerspritzen und Löschgeräthen. Die von der südlichen Seite kehrten aber wieder um, da sie gehört, der Rauch steige aus dem Schacht. Die zu demselben Gekommenen aber halfen voraus die dem Schachte nächsten Häuser retten. Der Brand dieser hätte leicht das ganze Dorf Hauenstein entzünden können. Wie man das im Schacht noch immer wüthende, mit Qualm und Flammen unter einer schrecklichen Hitze stets von neuem wieder ausbrechende Feuer dämpfen könne, darüber waren die Meinungen ge-

theilt. Einige ſchlugen vor, und es gebot auch ein Bauführer: den Schacht oben luftdicht zu verſchließen, daß das Feuer erſticke. Laſſe man dieſem noch weiter freien Spielraum, ſo werden ſich auch die vielen Zentner Steinkohlen im Tunnel bei der Schmiede entzünden. Andere meinten, das Erſticken des Feuers durch Abſchließen der Luft könnte den Eingeſchloſſenen ſchädlich ſein und auch ihnen die nöthige Lebensluft entziehen. Andere wollten das Feuer auswüthen laſſen; es gebe das auch im Tunnel einen friſchen Luftzug. Der Menge ſchien das Natürlichſte, das Feuer mit Waſſer zu löſchen; viele mißriethen es, das werde im Tunnel einen erſtickenden Dampf erzeugen und den Eingeſchloſſenen und denen, welche ſie retten wollen, lebensgefährlich werden. Zuerſt wurde nun der Schacht zugedeckt bis auf eine Oeffnung in der Mitte von etwa zwei Fuß. Dann rief man: an die Reihen, an die Reihen! Es iſt unmittelbar hinter dem Schacht ein ziemlich großer Teich, von dieſem bis zum Schacht reiheten ſich die Leute; es wurde geſchöpft, die Eimer flogen und der Teich wurde in den Schacht geleert. Das Dorf Hauenſtein ſelbſt hat wenige Brunnen und keine Waſſerſammler, ſo wurde denn Waſſer herbeigeführt aus allen benachbarten Brunnen und Quellen und Bächen. Von dieſem Löſchen hatte beſonders abgerathen der alte Pfarrer von Iſenthal; und wie ſich nun dieſe Ströme Waſſers in den Schacht ergoſſen, ſagte er: „Jetzt hat's gefehlt; jetzt werden die am Durchgraben des Walls Arbeitenden ſo wie die Eingeſchloſſenen von Dämpfen umgeben.“ Aber gleichwohl wurde ſo mit Hinunterſtürzen von Waſſer fortgefahren die ganze Nacht bis Freitag Mittags.

Bald trat ein, was man befürchtet, vielleicht durch

dieſes Löſchen befördert. Bis um zehn Uhr Donnerſtag Nachts hatten die Arbeiter am Durchbrechen des Schuttes ſchaffen können. Jetzt aber entwickelte ſich Stickluft, und die Arbeiter ſanken betäubt hin und erholten ſich auch an der friſchen Luft erſt durch den Beiſtand der Aerzte und anderer Hülfeleiſtenden.

Aerzte waren aus der Nähe und Ferne herbeigerufen worden ſo wie ganze Schaaren Eiſenbahnarbeiter von allen Seiten her von Olten, Aarau, Burgdorf, Läufelfingen. Und nun zeigte dieß Volk der Tagelöhner die größte Hülfsbereitwilligkeit, ja einen Heldenmuth, wie er ſich in Schlachten nicht tapferer und ſchöner bewähren kann. Sie ſetzten das Leben ein, um andern das Leben zu retten, ſie thaten es nicht um etwa die Gnade und den Lohn eines Fürſten oder den ausgeſetzten Preis einer großen Geldſumme im Wettkampfe zu erringen; ſie thaten es nicht in dem auch den weniger Beherzten hinreißenden Feuer des Schlachtenkampfes und der Selbſtvertheidigung. Sie brachten ſich ſelbſt zum Opfer. Und wenn du, Hordreicher, Hunderttauſende hingäbeſt, was wäre deine Gabe, die du nicht im geringſten vermiſſeſt, gegen die Selbſthingebung eines ſolchen Tagelöhners? Gar nichts! Oder thaten ſie es aus bloß natürlicher Liebe, aus Blutsverwantſchaft, der Vater für den Sohn, der Sohn für den Bruder? Nein! die Wenigſten derer, die draußen ſind, kennen die hinter dem feurigen Wall Eingeſchloſſenen, es ſind Schweizer, welche Britten, Franzoſen, Italiener retten wollen, es ſind hinwieder Iren, Schotten, Würtenberger, welche alles dran ſetzen, daß verſchüttete Schweizer, Badenſer und andere ihnen ganz unbekannte dem ſonſt gewiſſen Untergange entriſſen werden. Thun ſie's aus Ruhmſucht? Es ſind unbekannte Leute,

mit Namen nicht einmal den Herren bekannt, für deren Gewinn sie arbeiten. Wer hatte ihnen dieſen durchaus uneigennützigen aufopferungsfähigen Edelmuth eingeflößt? Der vorübergehende Prieſter oder Levit? gewiß nicht, aber ganz gewiß der, welcher ſelber der Samariter hieß. Denn er iſt gekommen, das Licht anzuzünden. Und er löſcht den glimmenden Docht nicht aus, ſondern erfacht ihn in denen, welche ſo oft die letzten ſcheinen, in dem, was ſchwach iſt vor der Welt und unedel und verachtet, oft durch ſolche Ereigniſſe zur hellen Flamme. Oder thun ſie es angetrieben von einem gewiſſen Korpsgeiſte? ſie ſind nicht auf ſolche Weiſe verbunden, ſie kommen und gehen der eine nach Norden, der andere nach Süden; ſie ſprechen verſchiedene Sprachen und einige können ſich gegenſeitig kaum verſtändlich werden. Nein ſie thun es durchaus in der Wahrheit:. Alles, was ihr wollet, das euch die Leute thun ſollen, das thut ihr ihnen. Und der arme, verachtete Tagelöhner, der nun in die Todesluft tritt, um andere daraus zu retten, wie unendlich viel größer iſt er, wie unendlich viel mehr ein Menſch als jener gerühmte Kriegsfürſt, der eine große Zahl tapferer, ihr Vaterland vertheidigender Krieger in einer Höhle mit Rauch erſtickte. Du Tagelöhner biſt ein Menſch, dieſer ein Unmenſch! Oder haben euch Sünden und Laſter in dieſes Todeswagniß getrieben, Lebensüberdruß, Ekel über Euere traurige Arbeit, Leichtſinn und Leichtfertigkeit, nun eine Gelegenheit zu haben, des elenden Lebens einmal auf eine noch zu belobende Weiſe los zu werden? Nein! Viele von Euch ſind Söhne, welche mit ihrer Händearbeit ihre Eltern erhalten, andere Väter, welche ſeit Jahren alle Mühſeligkeiten ausgeſtanden, um die Ihrigen mit Gott und Ehren durch die Welt zu

bringen. Oder treibt Euch der Wahn, durch eine ſolche That unter die Seligen und Heiligen verſetzt zu werden? Das ſteht Euch nicht zunächſt vor der Seele, wohl aber, daß zu retten Euere Pflicht iſt, und daß, der Euch dieſes Pflichtgefühl und dieſen Trieb und Muth eingeflöst, Euch auch helfen werde. Ihr rufet, von den mißlungenen Verſuchen nicht abgeſchreckt: Wagen wir's noch einmal! hinein in Gottes Namen! Oder handelt Ihr in einer gewiſſen Beſinnungsloſigkeit der Angſt, in einer blinden Wuth, in einem anſteckenden Wahnſinn? gewiß nicht; denn wie kühn Ihr Euch in die Todesgefahr waget, Ihr brauchet doch noch ſo viel Vorſicht, als möglich iſt; und die ganze Nacht hindurch währet Euere Anſtrengung und den folgenden Tag, und Euer Muth und Euere Hingebung nimmt zu mit der Gefahr, in welcher Ihr die Brüder wiſſet; Ihr wollet Euch auch durch keine Vorſtellungen der Vergeblichkeit Euerer Bemühungen und der unfehlbaren Gewißheit Eueres Todes von neuen Verſuchen abwenden laſſen, und Ihr weichet endlich nur der Gewalt. Es wurde einige Stunden geraſtet. Aber früh am Freitag Morgen ſuchten die Arbeiter wieder an den Schuttkegel vorzudringen, allein ſie wurden von der Stickluft betäubt, fielen ohnmächtig oder todt hin. Da drängten ſich wieder andere vor, um die Vermißten zu holen. Sie traten muthig, die eigene Todtenkerze in der Hand, in die lange und finſtere Gaſſe des Todes. Andere fuhren auf mit Pferden beſpannten Rollwagen in die Dunkelheit und Peſtluft hinein; die Lichter brannten kaum noch, die Pferde ſchnaubten; im Tunnel lagen die Erſtickenden und Erſtickten, ſie wurden aufgeladen und hinausgeführt; aber auch die ſie herausbrachten, waren nun vergiftet, ſanken ohnmächtig hin. So lagen ſchon

ganze Reihen da bewußtlos und sterbend. Es wurden in der ganzen Zeit vierhundert halb Erstickter von den Aerzten behandelt. Diese bemühten sich aufs angestrengteste, sie wieder ins Leben zurückzurufen; ihnen halfen Männer und Frauen, besonders diese waren äußerst thätig und unermüdlich mit Waschungen und Reibungen selber um die, welche von den Aerzten schon aufgegeben wurden. So erwachte mancher wieder, die meisten unter schrecklichen Zuckungen. Viele, ins Leben zurückgerufene, bleiben aber wie gelähmt, sie haben das Gedächtniß und zum Theil die Sprache verloren. Einige derer, die sich schneller erholt haben, sind nicht zurückzuhalten und dringen mit andern zum fünften und sechsten Mal wieder in den Tunnel, denn nun gilt es, zunächst die Vermißten der Rettenden auf der langen, finstern Todesstraße zu suchen und so schnell als möglich herauszubringen. So hat sich einer, schon zum vierten Mal wieder zur Besinnung gebracht, neuerdings hineingewagt und kömmt nun nicht zurück, er ist ohnmächtig umgesunken und seine Begleiter auch schon gelähmt sind zu schwach, ihn herauszutragen. Da dringt seine junge Frau hinein, findet ihren da liegenden Mann und trägt ihn selber heraus an die Lebensluft; aber er ist todt. Unter den herausgetragenen Ohnmächtigen ist auch ein Engländer, er wird einer der helfenden Frauen zu Füßen gelegt, es ist ihr eigener Mann. Er war schon zwei Mal scheintodt herausgebracht worden und seine Frau hatte ihn unter Thränen beschworen, sich nicht mehr in den Tunnel zu wagen. Allein er konnte dem Hülfgeschrei nicht widerstehen. Sie gibt sich nun alle erdenkliche Mühe, ihn wieder ins Leben zurückzubringen: umsonst; auch er ist ein Opfer seiner sich hingebenden Bruderliebe und ist Vater von drei

Kindern. Wie alle Belebungsversuche vergeblich bleiben, erhebt die unglückliche Mutter von Schmerz überwältigt ein herzdurchdringendes Jammergeschrei. Zwei Brüder halfen ihre Kameraden, die noch nicht aus dem Tunnel gekommen, suchen, und verloren sich in der Dunkelheit selber. Der eine mußte zurück um Luft zu schöpfen; wie er wieder hinein lief, hörte er um Hülfe schreien; es war sein Bruder. Er nahm ihn auf die Schulter und trug ihn hinaus. Allein auch er wurde matter, er bat andere Kameraden: haltet mich, verlasset mich nicht. Die Lichter waren am erlöschen. Er selber fiel mit seiner Last. Da wurden beide Brüder vor dem Tunnel neben einander gelegt, der eine war todt, der andere, welcher jenen herausgeholt, kam wieder ins Leben, sah den Bruder blaß neben sich, ergriff dessen Hand; sie ist kalt. Da sagte er: „So bist du auch schon todt und vor wenigen Augenblicken noch mein treuer Gefährte!“ So fiel wie in der Schlacht ein Kamerad neben dem andern angehaucht von dem unsichtbaren und nur um so grauenvolleren Feinde. Gegen ihn half weder Muth noch Kraft. Ihm zu nahen, forderte mehr Entschlossenheit als in ein Pestlazaret zu treten; denn hier wurde jeder ohne Ausnahme vergiftet und konnte er nicht alsobald das Gift wieder von sich hauchen, so starb er schneller als von einem Giftbisse. In den Tunnel zu treten, war gefährlicher als in eine Höhle voller Giftschlangen sich zu wagen; der Tod war gewisser als im Sturme auf eine Batterie. Nur die unbedingteste Hingebung, nur das vollste Vertrauen auf Gottes Hülfe führte die Hülfeleistenden in den Todeshauch des Schlundes.

Schon Freitags lagen sieben Männer todt da, die ihr Leben eingesetzt; andere vier wurden vermißt und konnten

in der Finsterniß nicht gefunden werden. Man vermochte in derselben von Stunde zu Stunde immer weniger weit vorwärts zu kommen; die vergifteten Dünste verbreiteten und verstärkten sich immer mehr.

Wie dieselben verdrängt, wie gesunde Luft in den Tunnel gebracht werden könne, wurde nun hin und her gerathen. Freitags versuchte man mit Kalkwasser, das man durch Feuerspritzen in den Tunnel trieb, die Pestluft unschädlich zu machen. Umsonst! Die Mannschaft an den Spritzen, welche von Olten und Zofingen und andern Orten hergekommen, wurde auch ohnmächtig. Die stärksten Männer, welche am längsten aushielten, am angestrengtesten arbeiteten und auch um so kräftiger und tiefer Athem holten und die Stickluft einschluckten, wurden von dem Gifte nur um so mehr erfüllt. Einige blieben mehrere Tage lang krank, andere spürten die schlimmen Folgen noch mehrere Wochen später. Die Thätigkeit auch dieser mit ihren Spritzen zu Hülfe hergeeilten Leute war außerordentlich und voll Hingebung. Aber auch diese und andere Versuche mit großen Strohfeuern, mit breiten Segeln ferner, die man auf Wagen schnell vor und rückwärts bewegte: alle diese Versuche wurden als ganz vergeblich aufgegeben.

Es konnte nichts anderes helfen, als Röhren in die ganze Länge des Tunnels zu legen und mit Luftpumpen durch frische Luft die vergiftete zu verdrängen.

Es wurden daher solche hölzerne in der Höhe und Breite 14 Zoll weite Röhren überall bestellt und in der Nähe und Ferne, in Luzern, Basel und Zürich und Aarau und anderwärts Tag und Nacht gefertigt; und schon am Montag früh war 2200 Fuß weit in den Tunnel hinein eine solche Röhrenleitung gelegt und vorn an derselben arbeitete

der Ventilator, getrieben von dem aus dem Tunnel strömenden Bache, welcher sich durch den Schuttkegel bald wieder Bahn gebrochen hatte. So weit die Röhren vorgeschoben wurden, verbesserte sich nach und nach die Luft. Ein Geschwisterpaar, Bruder und Schwester, saßen stundenlang vor dem Tunnel auf einem Stein und warteten, ob man ihren erstickten Bruder finde. Er wurde endlich am 2. Juni nebst drei andern Leichen gefunden. Und die Geschwister führten ihren todten Bruder auf den Gottesacker ihres Dorfes.

Bis am 2. Juni Dienstag Vormittags war die Röhrenleitung 3000 Fuß vorgerückt und Nachmittags hatte sie den Schuttkegel erreicht. Man fing an, ihn zu durchbrechen. Die Arbeit war eben so mühsam als drohend; aber auch hier entzogen sich die Arbeiter der Gefahr nicht. Sie hatten einen acht Fuß hohen und vier Fuß breiten Stollen zu öffnen. Nur etwa zehn Mann konnten daran arbeiten. Sie gruben sich durch glühenden Schutt und verkohlte Balken und glaubten Mittwochs den 3. Mai, Vormittags 9 Uhr, den Wall durchgraben zu haben, indem sie vor sich einen offenen Raum sahen. Sie hielten ein mit der Arbeit. Es war ein erwartungsvoller Augenblick. Was wird geschehen? was sich zeigen? läßt sich Nichts hören? Sie riefen; sie bliesen mit Signalhörnern. Alles bleibt todtenstill. Verwesungsdunst umgibt sie. Die Röhren werden weiter vorgeschoben und die Arbeit wieder möglich gemacht. Der Schuttkegel ist noch nicht durchbrochen. Die herunter gestürzten Balken, sich gegenseitig stemmend, haben einen hohlen, etwa sechs Fuß tiefen Raum gebildet, jenseits desselben muß weiter gegraben werden. Der ganze Wall ist 36 Fuß breit, noch sieben Fuß sind zu durchbrechen.

Der Durchbruch gelang endlich am achten Tage nach dem Einſturze, Donnerſtags den 4. Juni, Abends halb acht Uhr. Bis Freitag Mittags hatte man dann einunddreißig Leichen gefunden.

Die Kunde des außerordentlichen Unglücks war am nämlichen Tage, den 28. Mai, durch den Telegraphen und auf den Eiſenbahnen in die weiteſte Ferne gekommen. Auch an dem Orte, an welchem Margarita wohnte, wurde davon erzählt. Ihr Hausherr hörte es in der Geſellſchaft und theilte es zuerſt ſeiner Frau und Tochter mit. Sophie meinte, Andreas ſei bereits aus der Arbeit im Tunnel getreten und Margarita könne über das Loos ihres Verlobten unbekümmert ſein. Wie aber Margarita von dem Unglück hörte, war ihre erſte Frage: „Wann, wann iſt es geſchehen?“ Tag und Stunde konnte bereits genau angegeben werden. „Da iſt er unter den Eingeſchloſſenen“, rief ſie, und wurde todesblaß. „Er kann auch einer der Entkommenen ſein“, ſagte Sophie. „Nein, nein!“ fuhr Margarita fort, „das iſt meine Angſt die letzten Tage und Nächte hindurch, wie ich ſie noch nie gefühlt.“ Sophie ſuchte ſie zu beruhigen. „Noch kenne man die Namen der einzelnen Verſchütteten nicht. Da das Nähere noch nicht bekannt geworden, ſei es nicht erlaubt, aufs Ungewiſſe hin ſich der Troſtloſigkeit hinzugeben und das Traurigſte vorauszuſetzen.“ „Ach“, rief Margarita aus, „er iſt in den Finſterniſſen der Erde eingeſchloſſen, er iſt in ſeinem Grabe, das nur ſeiner Seele ſich öffnen wird. Er iſt verſchüttet; ich fühle es ganz und gar. Meine Seele iſt zu ihm gezogen in den unerſchließbaren Kerker. O du armer, armer Andreas!“

Bald darauf brachten die Zeitungen die Namen der

Verſchütteten, die vergeblichen Verſuche alle, ſie zu retten, die neuen Opfer, welche dabei gefallen. Sophie überflog die lange Reihe der Genannten und „ach Gott"! ſeufzte ſie. Andreas war darunter. „Du haſt es geahnet, wie es geſchah, wie es Gott zugelaſſen in ſeinem uns verborgenen Rathſchluſſe", ſagte ſie zu Margarita; „Andreas iſt wirklich unter den Eingeſchloſſenen." „Ich weiß es", antwortete Margarita; „ich wußte es ohne die Zeitungen." Sie rang die Hände und rief: „O du Lieber, Lieber, mußt du ſo ſterben und ſollten wir uns nicht wiederſehen!" Sophie und auch der Herr und die Frau ſuchten ſie zu tröſten: nach den Zeitungen ſei noch nicht alle Hoffnung aufzugeben, die Eingeſchloſſenen zu erretten. Sie ſeien eben doch nur eingeſchloſſen und nicht eigentlich verſchüttet; der Raum, in welchem ſie ſich befinden, ſei lang und auch ziemlich hoch; die Lebensluft in demſelben könne auch in zehn und mehr Tagen nicht erſchöpft werden; es fließe ein ziemlich ſtarker Bach ſchon durch den hintern Theil des Tunnels, auch dieſes lebendige und geſunde Trinkwaſſer erfriſche die Luft; die Eingeſchloſſenen haben noch Nahrung, Brod, Thee, Rhum und Milch bei ſich; denn die Arbeiter gehen nicht ohne dieſelbe in den Tunnel; ſie haben auch genug Kerzen und Oel zum nöthigen Licht, ja im äußerſten Nothfall können ſie ſich auch mit dieſem Talg und Oel das Leben friſten; es ſeien ſogar noch ſieben oder acht Pferde mit ihnen eingeſchloſſen, dieſe können geſchlachtet werden und zur Nahrung dienen. Unter den Abgeſperrten ſeien auch Minengraber, welche wiſſen, was unter ſolchen Umſtänden zu thun ſei, namentlich befinde ſich unter ihnen ein Engländer, welcher einmal ſchon neun Tage verſchüttet geweſen ſei und dieſer werde ihnen des Beſten rathen und

helfen können. Vielleicht haben ſie ſchon mit dem Baugeräth, an welchem in ihrem Raum ein großer Vorrath vorhanden, eine Wand aufgerichtet, gegen die Stickluft, falls dieſe auch in den hintern Theil des Tunnels dringen ſollte, was aber wahrſcheinlich nicht einmal der Fall ſei. Gleich außerordentlich ſeien auch alle die Anſtalten zur Rettung und der Eifer und die Hingebung, die von allen Seiten zu Hülfe kommen. Andreas ſelber ſei zudem ein eben ſo kluger und vorſichtiger als unerſchrockener Mann, er habe auch im Bergbau bereits viele Erfahrung gewonnen; vielleicht daß ihm Gott ſelber einen guten Rath eingegeben, wie ſie ſich, bis der Schuttkegel durchbrochen, das Leben friſten können. Gott werde auch ihn nicht in der Tiefe der Erde verlaſſen, er werde auch ſein Gebet erhören. „Ja", ſagte Margarita, „beten, beten, das iſt das einzige, was ich thun kann und was auch er thut, ich weiß es. Helfet uns beten, daß ihn Gott nicht verzweifeln laſſe mitten in der Nacht und den Schreckniſſen des langſamen Todes, da für die Seele kein Ausgang iſt als nur mit Zurücklaſſung des irdiſchen Lebens. Ich wache mit ihm die ganze Nacht und bete. Ach ihm wechſelt nicht mehr Tag und Nacht. Und ſollten auch auf ihre Seite die erſtickenden Dünſte dringen, ich darf an all den Jammer und das Entſetzen gar nicht denken. Aber jetzt, da ihr mir ſchon erlaubt habt, während der Pfingſtwoche in die Schweiz zu reiſen, um den Andreas abzuholen, ſo werdet ihr nun die Erlaubniß nicht zurückziehen. Ach es iſt jetzt nicht ein Luſtreiſchen. Ich gehe meinen Bräutigam, das Herz meines Herzens, zu begraben, ihn, der mein Gatte ſein ſollte. Es iſt Niemand dort, der um ihn weint; es ſollen ſeinem Sarge und Grabe die heißeſten und treuſten und ſchmerz-

lichſten Thränen nicht mangeln. Vielleicht ſehe ich dich doch noch im Tode, du Guter, Treuer, und drücke dir noch die kalte Hand."

„Wir wollen hoffen, liebe Margarita", ſagte Sophie, „du erlebeſt noch die höchſte Freude und er werde dir, gerade wie du hinkömmſt, lebendig und unverletzt aus dem Grabe heraus geführt. Gott ſelber ſchenke ihn dir wieder!"

„Ach", ſagte Margarita, „ich darf mich dieſen Hoffnungen nicht hingeben; die Täuſchung wäre nur noch um ſo troſtloſer. Und doch, und doch kann ihn Gott ja wohl wieder an's Tageslicht herausbringen und ihn ſeine Sonne wieder ſehen laſſen und ſeiner Hände Werk. O wie viel ſeliger würde ich mit dem mir wieder Geſchenkten mich des Mai's und der ſchönen Berge freuen und wieder zu Euch zurückkehren! Aber ich darf es nicht hoffen. Es iſt zu traurig in meinem Herzen."

Sie zog auch ein Trauergewand an, als ob ſie deſſen ganz gewiß wäre, ſie gehe an das Leichenbegängniß ihres Verlobten. Sophie bot ihr andere Reiſekleider. Allein Margarita ſagte: „Sollten wir uns hienieden wiederſehen, ſollte ihn Gott aus dem Grabe hervorführen, ſo ſoll mein Andreas ſehen, daß ich traurend an ſeinem Grabe geſtanden; und für die Demuth dieſer unausſprechlichen Freude, wenn Gott ſie uns hier auf Erden noch wollte werden laſſen, ſchickte ſich auch dieſes Kleid eines Dank- und Buß- und Bettages. Erſchiene ich aber am Grabe meines Verlobten und am Grabe ſeiner ſo vielen Mitverſchütteten in einem farbigen Kleide, ach das würde ſich nicht ſchicken. Zudem finde ich im Trauerkleide wohl eher den Troſt und die Theilnahme oder auch die Schonung, deren mein armes Herz ſo ſehr bedarf."

Sie reiste nun auf dem nächsten Wege nach der Badener Eisenbahn und auf derselben nach Basel. Die hohe, schöne Gestalt, das edle jetzt so blasse Angesicht, ihr Trauergewand und der unendliche Schmerz, den ihre ganze Erscheinung aussprach, machte die Reisenden auf sie aufmerksam. Sie wird wohl Schwester, Braut oder Gattin eines der im Hauenstein Verschütteten sein, vermutheten Viele. Auf der Fahrt von Basel nach Läufelfingen erkundigte sie sich bei einem Reisenden, dessen Bescheidenheit und Theilnahme sie zum Reden ermuthigte, nach dem Stand der Dinge im Hauenstein. Der Reisende meldete, daß die Röhrenleitung vorrücke und die Arbeiten wieder möglich mache, den Schuttkegel zu durchgraben und wie die im Bergbau Erfahrenen und sogar Aerzte und Chemiker die Hoffnung haben, es könnten selber nach diesen verflossenen acht Tagen die Eingeschlossenen leben, und morgen oder spätestens übermorgen wieder ans Licht gebracht werden. Es sei ein gutes Zeichen, daß der Bach wieder voll und lauter durch den Schuttkegel fließe und daß, wie sich beim Angraben des Kegels gezeigt, die vielen dort aufgespeicherten Steinkohlen nicht entzündet worden seien. Auch denken Einige, wenn sich in dem hintern Theil des Tunnels aus den Kohlen nur Kohlensäure verbreitet, welche schwerer sei als die Lebensluft, so haben sich vor dieser Stickluft die Arbeiter auf die hohen Gerüste retten und dort sich noch einige Zeit halten können. Margarita sagte: „Ich mache mich auf das Traurigste gefaßt, ich bin bereit, den zwei und fünfzig Verschütteten an das Leichenbegängniß zu gehen. Es ist freilich Gott Alles möglich. Aber er hat ja auch eilf derer, welche so edelmüthig retten wollten, sterben lassen. Wir müssen uns seinem Rathschlusse unterziehen, so dunkel, ja grausam der uns

ſcheinen mag. Ach wir ſollen Gott ſogar in allen Leiden preiſen!"

Margarita hatte unterwegs vernommen, daß einige der bei den Rettungsverſuchen Geſtorbenen in Läufelfingen am 31. Mai, am Pfingſtſonntage, auf dem Gottesacker beſtattet worden ſeien. Sie begab ſich daher zuerſt dorthin. Sie dachte, die edeln Männer ſind auch für meinen Andreas geſtorben. Billig dank ich ihnen noch auf ihrem Grabe. Ich hätte ſie zu demſelben begleitet, wenn ich hier geweſen wäre. Sie traf bei dieſen friſchen Gräbern, wie ſie ſchließen mußte, jene Engländerin mit ihren drei Kindern, ſie knieten am Grabe ihres Vaters, weinten und beteten. Auch Margarita kniete hin und weinte mit ihnen und dachte an Andreas; ſie war jetzt in der Nähe ſeines ſchauerlichen Aufenthaltes, vielleicht ſeines Grabes, vielleicht gerade in der Stunde hier ſeines letzten langſamen und qualenvollen Hungertodes und Todeskampfes. Der Jammer überwältigte ſie, ſie ſenkte ihr Haupt ganz auf den friſchen Raſen eines dieſer Gräber, ſie ſchluchzte und überließ ſich ganz ihrem Schmerz. Die Mutter richtete ſich auf, bückte ſich voll Theilnahme zur Margarita und redete, da ſie ſeit ihrem Aufenthalte am Hauenſtein etwas deutſch gelernt hatte, in dieſer Sprache zu ihr und ſagte: „Arme Frau, wen habet denn Ihr verloren?" „Ich ſollte mich mit Ihnen tröſten", ſagte Margarita, „Sie haben mehr verloren als ich, Sie ſind Wittwe geworden; Sie ſind fern von Ihrer Heimat, von Ihren Verwandten durch Land und Meer getrennt. Und jetzt in Ihrem unendlichen Verluſte nehmen Sie ſich noch meiner an. Ich bin auch fremd hier; kein Auge weint mit mir." Und jetzt erzählte ſie ihr Schickſal. Die Wittwe ward noch mehr gerührt, ſie hatte durch ihren

Mann den Andreas kennen gelernt, und bat Margarita, ihr in ihre Wohnung zu folgen und bei ihr zu bleiben. „Ich will es thun", ſagte Margarita; „Gott ſegne Sie für Ihre Theilnahme; er hat mich in Ihre Nähe gebracht und Sie mir zur Tröſterin gegeben." „Die Unglücklichen", ſagte die Wittwe, „und die Nichtverzagenden und auf Gott Trauenden ſind ſich der beſte Troſt." Auch die Kinder der Wittwe zeigten ſich zutraulich gegen Margarita. Die Wittwe ſagte auch noch einigen ihrer Landsleute, wer die Hergekommene ſei; auch dieſe kannten den Andreas; er war ihnen einer der wertheſten Arbeiter und Aufſeher und hatten ſeinen Austritt ungern geſehen. Auch ſie hofften noch, daß wenigſtens ein Theil der jüngeren und ſtärkeren der Eingeſchloſſenen lebe, und äußerten gegen Margarita eine herzliche Theilnahme.

Frühe am folgenden Tag, es war Freitag der fünfte Brachmonat, ſtieg Margarita den Hauenſtein hinauf. Wer ihr begegnete, vermuthete, ſie werde um einen der Verſchütteten Leid tragen. Auch der Gefühlloſere empfand Mitleid mit ihr. Sie fragte, wie weit die Rettungsverſuche in der Nacht vorgerückt ſeien, und vernahm, heute werde man in den hintern Theil des Tunnels gelangen und über das Schickſal der Abgeſchloſſenen zur Gewißheit kommen. Sie ließ ſich die Stelle zeigen, wo der eingeſtürzte Schacht oben ſich mündet und die Richtung, in welcher ſich der Tunnel hinzieht. Sie ſtand lange auf der verdeckten Oeffnung des Schachtes. Es war ihr, als ſollte ſie ihrem Andreas hinunter rufen. Sie ſah noch die Spuren des Feuers, welches das entſetzliche Unglück zur Folge hatte. Dann ging ſie den grünen Hügel hinauf und in der Richtung des Tunnels gegen Norden vorwärts. „Da unter meinen

Füßen", dachte sie, „ist der finstere, nasse Felsenkerker so viele Thurmshöhen unter mir. Ach, ihr Unglücklichen, wie werdet ihr in diesem finstern Gange die acht Tage und acht Nächte hin und her gegangen sein, rath- und thatlos! Konntet ihr fortleben, ach so muß doch von Tag zu Tag euere Angst gestiegen sein. Die Angst hat euch entkräftet; kam auch über euch von Klagen und Jammer Erschöpfte der Schlaf, ihr seid jedes Mal zu nur noch größern Qualen erwacht." Als sie meinte, sie sei so weit vorwärts gegangen, als der hintere Theil des Tunnels reiche; es war dort eine kleine Vertiefung, blühende Obstbäume standen umher; da knieete sie unter denselben nieder, senkte das Haupt in das Gras und die Blumen. Es war ihr, als spüre sie die Nähe ihres Freundes. „Andreas, Andreas", rief sie in den Wasen hinein, „lebst du noch? hörst du mich? spürst du mich? O du allmächtiger Gott, hast du ihn bis jetzt erhalten, o so friste ihm das Leben noch diesen Tag über! Laß es den sich so bereitwillig Hingebenden gelingen, ihren Brüdern die Hand zu reichen in das tiefe, schauerliche Grab hinein und sie hinauszuführen an dein Tageslicht! Allmächtiger, es ist dir Alles möglich; du konntest mitten in den Schrecken des Todes die Unglücklichen erhalten, du kannst meinen Freund in dem Verließ und der Finsterniß da unten auch meine Nähe und Stimme und Bitte verspüren lassen; du kannst die letzte Lebensspur in ihm noch unter der Asche erhalten und sie anfachen zu einem neuen Lichte; Herr thue das! Erhöre mich! Hast du aber seiner Seele schon geöffnet das Felsengebirg, hast du ihn errettet aus dem Leibe dieses Todes, hast du ihn mit deiner allmächtigen Vaterhand schon erhoben in dein Lichtreich, aus der tiefsten und finstersten Kammer in deine ewige Seligkeit,

o ſo mache mich deſſen recht gewiß und tröſte und ſtärke mich, dein verwaiſetes Kind! O du lieber Andreas, wo deine Seele auch weilt, ich weiß es, ich fühle es, du beteſt mit mir, wir ſind vereint vor Gottes Thron."

So lag ſie lange, wie an die Stelle gebannt. Endlich ſtand ſie auf. Sie wollte zum Eingang des Tunnels hinunter. Wie ſie über den Hauenſtein hinging, ſangen über ihr im blauen Himmel die Lerchen, Sommervögel flogen um ſie, ſie ſah die höchſten Gipfel der Alpen, wie ſie ſtrahlend gen Himmel deuteten. Im Hinunterſteigen traf ſie Eltern, Kinder, Geſchwiſter, Freunde und Freundinnen der Verſchütteten mit ihr ſelbſt in gleicher banger Ungewißheit, in größerer Furcht als Hoffnung deſſen, was ihnen nun die nächſte Stunde ſagen und zeigen werde.

Der Wall war durchbrochen, die erſten Verſchütteten gefunden, aber nicht mehr lebendig, wie man gehofft. Leichen lagen bei Leichen, einige hatten noch ihr Werkzeug in den Händen. Auch ſie hatten den Schuttkegel durchgraben wollen, waren aber wahrſcheinlich alſobald erſtickt, denn einige hatten noch Brod bei ſich.

Den Verwandten der Verſchütteten wurde geſtattet, in der Nähe des Tunneleinganges zu ſtehen und zwar oben am Borde des Weges auf der öſtlichen Seite, von welcher her ein friſcher Wind wehete. Die Leichen wurden herausgebracht. Ein entſetzlicher Anblick! Sie waren ſchon durchaus unkenntlich geworden. Die meiſten konnten nur noch an einzelnen Kleidungsſtücken erkannt werden. Es waren der Todten einunddreißig. Wie aber an dieſem oder jenem Merkzeichen die Hausfrau ihren Mann erkannte, der Vater oder die Wittwe ihren Sohn, der Bruder den Bruder, da brach der Schmerz aus in Thränen und Klagen. Andere

traten ſtumm und blaß zurück und ſchauten noch, wie die theure Leiche in den Sarg gelegt wurde. Einige mußten von den Leichen der Ihrigen und aus dem Geruch des Todes hinweggedrängt werden. Eine nun zur Wittwe gewordene arme Frau ſah man mit ihren ſechs Kindern auf die Seite gehen, niederknieen und beten. Bei einigen Todten wurde erſpartes Geld gefunden, das vermehrte noch den Schmerz des alten Vaters, der Mutter oder des Kindes. Mit Thränen in den Augen lobten ſie den in ſeiner mühſeligen Arbeit Hingeſchiedenen. „Ach“, ſagten ſie, „er hatte ein beſſeres Loos verdient; er hat ſeit Jahren nur für uns gearbeitet und ſich ſelten nur Raſt und Erholung gegönnt.“ Andere Leichen wurden nicht erkannt; es waren, wie es ſchien, Leute faſt namenlos, ohne Angehörige, ohne Freunde, ſolche, denen im Tode wie im Leben Niemand nachfragte. Auch dieſe Verlaſſenheit bewegte die Umſtehenden ſehr, ſie empfanden, wie gewiß noch nie, die Hinfälligkeit des Menſchen und wie wenig der Einzelne zu bedeuten habe, wie wenig nothwendig, wie ganz und gar nicht unerſetzlich er hier zu ſein ſcheine, ein Rauch und Dampf, der Schatten einer Wolke. Und dennoch wie theuer, wie unentbehrlich der einzelne treue Arbeiter und Verſorger ſei, ſagten im Kreiſe ſo viele bittere Thränen. Wie groß die Treue, die Aufopferungsfähigkeit auch der einzelnen der Beamten, der Aerzte, der gemeinſten Tagelöhner, zeigte ſich auch hier wieder, da ſie bei dem grauenvollen Geſchäft und Anblick und Hauche ausharreten und ihre Pflicht erfüllten.

Unverwandt hatte Margarita vom Borde herab Leiche um Leiche betrachtet. Sie war ganz gewiß, daß unter denſelben ihr Andreas nicht geweſen. Sie hatte auch einigen

Arbeitern gesagt, wen sie suche. Diese kannten den Andreas, redeten mit Liebe von ihm, hatten auch gehört, wie er in den Tunnel zum letzten Mal hinein gegangen, von dem Feuer im Schacht noch warnend zu den Schmieden gesprochen. Sie sagten: „Wenn menschliche Klugheit und Anstelligkeit hat retten können, so ist Andreas noch am Leben; auch war er der bravste von Allen. Wir wissen auch, wie er gekleidet war, und wir würden ihn, auch wenn er sonst unkenntlich wäre, an seinem außerordentlich hohen und starken Wuchse doch erkennen. Er war der schönste Mann unter allen Arbeitern."

Der größere Theil dieser einunddreißig Särge wurden nach Trimbach hinunter geführt und dort unter einem großen Begleite Theilnehmender beerdigt. Als das Begleit sich entfernt hatte, kniete eine Bäurin an eines der Gräber. Ein Herzukommender fragte sie, ob sie einen Sohn oder Gatten verloren? „Nein", antwortete sie, „aber wer wollte nicht für die armen Seelen beten!"

Margarita aber stand noch immer am Eingang des Tunnels. Sie sagte, sie werde die Stelle jetzt nicht verlassen, bis sie Gewißheit habe über das Schicksal ihres Verlobten. Bis zu hinterst in den Tunnel war die Röhrenleitung noch nicht vorgerückt und es war immer noch Hoffnung, die Stickluft werde nicht bis in die hintersten Räume gedrungen sein. Als die Nacht eingebrochen, wurde sie von den in den nächsten Häusern wohnenden Frauen kaum bewogen, ihnen zu folgen und ein Nachtlager unter ihrem Dache anzunehmen. „Was hatte er für ein Nachtlager", sagte sie, „seit nun neun Nächten? Ich bin doch unterm freien Himmel und in gesunder Luft. Und ist er schon heimgerufen, was könnte mir Erwünschteres begegnen, als auch hinüberzu-

ſchlummern?“ Sie ließ ſich endlich überreden, das Bord des Weges zu verlaſſen. Sie ſchlummerte aber auf dem Lager, das ihr freundlich bereitet war, nur kurze Zeit und war ſchon früh vor Tage wieder am Tunneleingange und erkundigte ſich, wie weit die Arbeit in den Nachtſtunden vorgerückt ſei. Es wurde ihr mitgetheilt: die Röhrenleitung erſtrecke ſich bereits 1800 Fuß weit hinter dem Schacht; einige Leichen ſeien gefunden worden; die des Andreas ſei nicht unter dieſen. Um an das Ende des Tunnels zu kommen, müſſe man noch 400 Fuß vorrücken, in dieſem entfernteſten Raume könnte doch noch friſche Luft ſein; man habe auch die erſte Luftleitung wieder hergeſtellt. „Ach“, ſagte Margarita, „ſeid ihr den Eingeſchloſſenen auf 400 Fuß nahe gekommen und es wäre noch Eine Seele am Leben, ſo hätte ſich doch dieſer Einzige noch geregt, ja wenn immer möglich, mit den letzten Kräften, wäre er euch entgegengekommen. Es iſt jetzt Alles aus und ihr werdet einundzwanzig Leichen herausbringen und darunter meinen Andreas. Gott hat ihn anders als wir gewünſcht, aus dem Tode erlöſet.“ „Es könnten“, meinte ein Arbeiter, „denn doch einige noch am Leben ſein, aber vor Entkräftung ſich eben nicht mehr regen, durch ärztliche Hülfe aber vielleicht wieder hergeſtellt werden. Denn die zuletzt gefundenen Leichen ſeien bei weitem nicht ſo entſtellt wie die im vordern Raume gelegenen.“ So wurde noch der letzte Funken der Hoffnung in Margarita genährt. Sie hielt mit vielen Andern, welche des Ausgangs der Ihrigen gewiß werden und ſie zum Grabe oder wieder ins Leben begleiten wollten, auf dem Borde des in den Tunnel führenden Weges Stunde um Stunde aus. Nachricht kam um Nachricht, es finden ſich weiter hinten keine Leichen

mehr, es könnte sein, daß sie sich bis an das Ende des Tunnels zurückgezogen und sich dort auf irgend eine Weise gesichert hätten. „Das läßt sich nicht denken", sagte Margarita, „ist es geschehen, so sind sie auch dort auf ewig entschlafen; denn nun ihr ihnen so nahe gerückt, würden sie irgendwie ein Lebenszeichen geben."

So wurde gewartet den ganzen Tag. „Die Leichen sind gewiß alle gefunden", sagte Margarita, „aber man will es uns verheimlichen, die Unruhe im Volke, das rings herum wartet, nicht vermehren; es haben sich vielleicht Umstände ergeben, welche die ersten Schauerlichkeiten noch übersteigen." Die vielen umherstehenden Arbeiter, die mit nicht weniger Spannung des endlichen Ausganges warteten und besonders die Angehörigen der letzten einundzwanzig Verschütteten wurden sehr ungehalten; und da man wußte, daß nun alle Leichen aufgefunden seien, wurde verlangt, es sollen alle Aufgefundenen noch aus dem Tunnel herausgebracht werden, ehe es Nacht werde. Die Unruhe wuchs und das Verlangen wurde lauter, da es hieß, man wolle die Aufgefundenen im Tunnel selbst in die Särge legen und noch diese Nacht in aller Stille beerdigen. „Das soll nicht sein", riefen viele Arbeiter, „unsere Brüder sollen wie die andern einunddreißig am hellen Tage und feierlich begraben werden. Es ist morgen Sonntag und da wird ihnen der ganze Berg das Grabgeleite geben." Die Angehörigen der Todten sagten: „Um Gottes willen, lasset uns sie noch zum letzten Male sehen." Umsonst suchte man sie von ihrem Wunsche abzubringen; einige der Leichen seien doch nicht mehr zu erkennen; ihr Anblick sei zu schauerlich; es müsse auch für die Gesundheit der vielen Umstehenden gesorgt werden. „Und ich will meinen Sohn sehen", rief

ein älterer Mann, der neben Margarita gestern und heute am Tunnel gewartet; „wer hat ein Recht, mir seine Leiche vorzuenthalten? soll ich mein Auge von ihm abwenden? er hat das nicht verdient. Wisset ihr, was es heißt, auf solche Weise einen braven Sohn verlieren? ich will ihn sehen!“ „Ach machet unser Herzeleid nicht noch größer“, flehte auch Margarita, „bringet sie doch heraus, ehe die Sonne untergeht, daß sie noch einmal, das letzte Mal in der Theuern Angesicht leuchte, ehe sie der Sargesdeckel und das Grab auf ewig mit Nacht bedeckt. Entziehet uns nicht den letzten Trost! wir scheuen und fürchten keinen Todeshauch! Sind sie im Herren entschlafen, o so lasset uns noch in ihren Mienen den Frieden des Gottes sehen, der sie auch in den Todeskämpfen nicht verlassen hat.“ Die Beamteten, welche den Auftrag hatten, die Leichen so bald und so still als möglich zu beerdigen, fanden die Bitten so gerecht als menschlich. Sie sahen auch einige der Leichen durchaus unentstellt und so, daß deren Anblick allerdings noch Trost gewähren konnte; und so beschlossen sie, die Bestattung auf den andern Tag zu verschieben und ließen nun die Särge, in welche die Todten schon gelegt waren, zum Tunnel herausbringen.

Es war ein stiller klarer Samstag Abend; im sanften Abendlicht prangten ringsum die üppig bewaldeten Berghalden und zwischen denselben herein in das Seitenthal und die Schlucht leuchtete das schöne Land und sein strahlendes Gebirg. Aber in alle diese Pracht hinaus schaute jetzt kein einziges Auge; nicht auf das Leben, auf den Tod war jeder Blick gerichtet. Sarg um Sarg wurde auf den Rollwagen sachte aus dem gewölbten hohen Thore herausgebracht, wie aus einer unterirdischen Stadt des Todes.

Das milde Abendlicht beſtrahlte noch das Thor und den Raum vor demſelben. Wie ein Sarg herausgeführt war, wurde der Sargesdeckel abgehoben. Die meiſten Todten wurden erkannt und mit Namen genannt. Es wurde den Verwandten nicht verwehrt, näher zu treten. Unter heißen Thränen wurde noch Hand auf Hand gelegt, wurde noch ſegnend und dankend die Stirne berührt. Einige Leichen, beſonders die der jüngern Arbeiter, waren noch unentſtellt, Einzelne ſchienen noch nicht lange entſchlafen. Alle hatten die Hände über der Bruſt gekreuzt oder gefaltet. So war ein großer Theil gefunden worden zu hinterſt im Tunnel auf einem Gerüſt, einer neben dem andern entſchlafen. Schon ſtand den Weg hinunter die lange Reihe von neunzehn Särgen. Margariten, die nahe am Thore ſtand, wo die Sargdeckel abgehoben wurden, und die aufs ſchärfſte jede Leiche betrachtete, wurde angſt und bang; ſie zitterte. Hatte ſie nicht recht geſehen? Iſt unter den mehr Entſtellten und faſt unkenntlich Gewordenen ihr Andreas geweſen? iſt er unerkannt bereits vorübergeführt? und welcher der vielen Särge birgt ihn nun? Oder iſt er gar ſchon unter den erſten, den ſchon begrabenen einunddreißig geweſen? Haben ſich auch die Arbeiter getäuſcht, die verſicherten, ſie würden ſeine Leiche unter allen herausfinden? Es kam der zwanzigſte Sarg, unwillkürlich ging ſie ihm entgegen, er wurde abgedeckt: „O Gott", ſchrie ſie, „das iſt mein Andreas", und fiel über ihn hin und küßte ihn und benetzte ſein durchaus noch friſches, ja blühendes Angeſicht mit einer Fluth von Thränen und ſtrich ihm das Haar aus der ſchönen Stirne und küßte auch ſie, und faßte ſeine über der Bruſt gefalteten Hände in die ihren und legte ihr Haupt auf ſeine Bruſt und ſagte: „O du Guter,

Treuer, Lieber, Lieber!“ und küßte ihn wieder und wieder. Alle weinten mit ihr, auch die Beamten, die nun seit zehn Tagen das Schrecklichste gesehen und erlebt, deren Mitleid von all den Sorgen und Geschäften Tag und Nacht zurück gedrängt war, konnten nun weinen, selber das Auge manches roheren Angesichtes wurde naß. „O welch eine Liebe!“ sagten viele; „was für ein schönes Paar sind die gewesen; wie Schade, wie Schade!“ Einer der Hülfe leistenden Aerzte mahnte Margarita sanft, sie möchte ihrer Gesundheit schonen. „Ach“, sagte sie, „ist er denn todt? noch ist ja etwas Farbe auf seinen Wangen; noch sind seine Lippen roth; es umgibt ihn kein Leichengeruch. Nein, er ist nicht todt, er kann nicht todt sein.“ „Er ist ganz gewiß todt“, sagte der Arzt; „sein Aussehen hat auch uns zuerst getäuscht; wir haben seit Stunden alle möglichen Belebungsversuche mit ihm vorgenommen; umsonst!“ „O“, sagte sie, „gebt die Hoffnung noch nicht auf, machet neue Versuche hier in der frischen Luft, hier am Sonnenlicht, versuchts mit Bädern.“ „Beruhigt euch“, sagte der Arzt, „es ist Alles geschehen. Das Leben ist entwichen. Die nach ihm folgende einundzwanzigste Leiche hat ein Aussehen noch frischer und blühender; auch an ihr wiederholten wir vergeblich alle Belebungsversuche. Diese beiden letzten und einige andere, welche bei einander lagen, wie wenn sie sich friedlich zur Ruhe gelegt, müssen fast selig entschlafen sein. Tröstet euch dessen.“ „Ja das ist noch ein großer Trost“, sagte Margarita, „du bist selig entschlafen, lieber Andreas, du bist im Herren entschlafen. Er war dir nahe mit seinem Trost und Licht und Leben. Und nun lebe wohl, auf ewig wohl und auf Wiedersehn im bessern Leben!“ Und so küßte sie ihn nochmals und legte ihr Haupt an das seine.

Der Arzt bat sie dringend, sie möchte doch zurücktreten. „Ja", sagte sie, „es muß geschieden sein", drückte noch einen Kuß auf seine Lippen, umfaßte noch einmal seine Hände; und sah, wie der Sarg wieder bedeckt wurde.

Der Amtmann überreichte ihr, was sich bei Andreas gefunden, das Geld, die Uhr, ein neues Testament, es war das, welches sie ihm beim Abschied geschenkt und ein Schreibbüchlein.

Die Leute, bei welchen Andreas im Dorfe Hauenstein gewohnt, standen auch da, als seine Leiche herausgebracht wurde. Sie wußten, daß er eine Braut habe. Auch sie waren über Andreas trauriges Ende gar betrübt, er war ihnen sehr lieb geworden, nicht minder bezeigten sie der so schmerzlich leidenden Margarita herzliche Theilnahme und luden sie ein, mit ihnen in ihre Wohnung zu kommen, sie könne in der Kammer sein, welche Andreas bewohnt habe. „Ich werde Euch noch besuchen", sagte Margarita, „ich muß Euch noch selber danken für alle Liebe, die Ihr meinem Andreas erwiesen; auch möchte ich freilich seine Kammer noch sehen. Aber diese Nacht bleibe ich bei ihm. Morgen nach dem Leichenbegängnisse komme ich zu Euch."

Bis in die Nacht blieb Margarita nahe bei Andreas Sarge. Endlich folgte sie der dringenden Bitte der Leute, unter deren Dach sie die vorige Nacht zugebracht, und begab sich zur Ruhe. Sie fand etwas Schlaf. Als sie aber erwachte, leuchtete der hellste Mondenschein. Sie stand auf. Sie hatte nur wenige Schritte bis zum Wege hinüber, auf welchem die lange Reihe der Leichen stand. Ein Arbeiter hielt Wache. Er kannte sie, er hatte mit ihr geweint. Er erlaubte ihr, näher zu treten, er hob selber den Deckel ab von Andreas Sarge. Der Mond schien

nun auf das ſchöne wie im ſeligſten Frieden ſchlafende Angeſicht. Lange ſchaute ſie ihn an; es war ihr, er müßte leben: „Ja du lebſt", ſagte ſie, „deine ſchmerzloſen, ja lächelnden Geſichtszüge, dein ſanftes Schlummern ſagen: ich lebe und mir iſt wohl. Ja der Allgenugſame und Allbarmherzige wird dir reichlich erſetzt haben und erſetzen, was du ſcheinſt hier verloren zu haben. Und ewig, ewig bleibt dir mein Herz, und bin ich auch deiner Liebe gewiß." Und nun ſtrömten wieder ihre Thränen aber beruhigender; und wieder lehnte ſie ſich auf ſein Haupt und ſeine Bruſt und küßte ihn. Niemand ſtörte ſie, überall war es ſtille wie in den einundzwanzig Särgen den Weg hinunter; leiſe nur bewegte der Nachtwind die Zweige der waldigen Halden und nur die Waſſer rauſchten das Thal hinunter. Der Mond ging unter über den nahen und hohen Felſen. Der Morgen röthete ſich im Gebirg. Sie ſah die oberſten Gipfel funkeln. Sie ſchaute durch Thränen dieſes noch nie geſehene Schauſpiel, die Hand auf den kalten Händen: „dein Beerdigungstag bricht an, mein lieber Andreas, wie herrlich ſchön und klar! Ja ich ſoll gewiß ſein, daß du aus der Finſterniß ins Licht gehoben biſt."

Der Wächter trat hinzu und meldete: es kommen Aufſeher den Berg hinauf. Es dürfe Niemand bei den Särgen gefunden werden. Er hob den Deckel, den Sarg zu ſchließen, ſie that in denſelben den letzten Blick und zog ſich in ihre nahe Wohnung zurück.

Es wurde heller Tag. Es war der ſiebente Juni, der Trinitatis-Sonntag. Frühe ſammelten ſich bei den Särgen die Verwandten und faſt alle Arbeiter von beiden Seiten des Berges, ſammt ihren Frauen und Kindern, alle Bewohner des Dorfes Hauenſtein, viele von Iſenthal, von

Wiesen, Läufelfingen und ab den Höfen ringsum, auch viele der Gäste, welche auf Frohburg, Kirchzimmern und den andern Sennereien sich aufhielten. Die Väter, Söhne, Brüder und andere nächste Verwandte der Hingeschiedenen trugen schwarze Mäntel. Die Särge wurden auf Wagen geladen und mit weißen Tüchern gedeckt. Der Zug ordnete sich und folgte den langsam geführten Wagen stille den Berg hinunter. Unmittelbar hinter dem Wagen, auf welchem Andreas Sarg lag, folgte Margarita, begleitet von der Engländerin, von welcher sie zuerst war aufgenommen worden, von ihren jetzigen Gastfreunden und den Leuten, bei welchen Andreas gewohnt hatte. Von den Arbeitern wurde allen Leid tragenden und besonders auch Margariten viele Theilnahme erwiesen. Sie hätten auch noch alle Särge bekränzt, wenn sie Zeit gefunden. Doch hing mancher Kranz um dieses und jenes der einundzwanzig Kreuze, welche von Knaben vor den Särgen getragen wurden, denen im Priestergewande der Kaplan, Gebete sprechend, voranschritt, umgeben von Knaben, welche Weihrauchgefässe schwangen. Die Leute, bei welchen Andreas aus- und eingegangen, ließen Blumentöpfe nachtragen, Rosen und Nelken, um damit das Grab Andreas zu schmücken. „Es ist Gottes Barmherzigkeit, daß wir nicht in den Särgen liegen", dachten besonders die siebenzig Arbeiter, welche dem Feuer und der Verschüttung noch hatten entspringen können. „Es ist Gottes gnädige Rettung, daß unser Vater, Sohn, Bruder noch lebt", dachten die Angehörigen. Viele waren in sich gekehrt, und folgten die Hände gefaltet und betend den Särgen. Die Reisenden, welche den Berg heraufstiegen, standen still; einer so traurigen Prozession waren sie noch nie begegnet. Sie sahen nicht

ohne Rührung die allgemeine Trauer, die vielen Thränen besonders der Wittwen und Waisen. Ganz Trimbach stand an der Straße und schloß sich dem Zuge an; so waren auch die Bewohner Oltens an das große Leichenbegängniß herausgekommen.

Unten bei der Kapelle in Trimbach, wo sich die Straße östlich gegen Lostorf wendet, lenkte der Zug in den Feldweg dem steinernen Kreuze zu, wo einmal eine Kirche gestanden und wo ein Gottesacker gewesen war. Von diesem Platze hatte dem Andreas geträumt; er hatte dort im Traume Reihen von Gräbern und auf demselben seine Margarita gesehen. Sie gedachte, wie sie auf den Platz trat, des Traumes, den ihr in einem seiner letzten Briefe Andreas erzählt und erkannte die Begräbnißstätte, wie er sie beschrieben. „Es sollte so sein", dachte sie nun: „er wird auch in seiner finstern Todtenkammer dieses Traumes sich erinnert haben, und wie Gott ihn und mich dadurch an ein so frühes Ende und an seinen unabänderlichen Rathschluß hat erinnern wollen." Wie sie nun aber neben den frühern neunzehn Grüften die einundzwanzig geöffneten Gräber sah, da ergriff sie neuer Schmerz, sie senkte das Haupt und weinte bitterlich. Die Särge wurden eingesenkt. Die geretteten Arbeiter thaten es und ließen ihre Kameraden und Brüder, die nicht gerettet werden sollten und welche sie aus dem gemeinsamen Grabe herausgeholt hatten, jeden in seine stille Gruft hinunter. Die Verwandten merkten sich, wo der Ihrige hingelegt wurde; so folgte auch Margarita dem Sarge ihres Andreas; er wurde gegen Osten eingesenkt in der letzten Reihe zu äußerst am Rande des Begräbnißplatzes, zunächst am alten steinernen Kreuze. Wie der Sarg auf die Sparren und die Seile gelegt wurde

über der Oeffnung des Grabes, kniecte ſie noch nieder, lehnte das Haupt auf den Sarg und ſagte: „Auf Wiederſehen, Liebſter, Beſter, auf Wiederſehen! ſo gewiß Gottes Sonne in dein Grab ſcheint, ſo gewiß das heilige Kreuz da neben dir ſteht!“ Viele weinten wieder mit ihr. Leiſe wurde der Sarg niedergelaſſen, ſo leiſe und ſachte als möglich mit der ſchwarzen Erde überſchüttet, das weiße Kreuz auf den Hügel gepflanzt. Ein Arbeiter, der den Andreas beſonders lieb gewonnen, hängte einen reichen Kranz um das Kreuz; die Blumengefäſſe wurden links und rechts neben das Grabeskreuz geſtellt. Der Kaplan weihete auch dieſes Grab. Dann ſtand er auf den höheren Rand des angrenzenden Ackers, und vor der großen unter dem freien Himmel verſammelten Gemeinde ſprach er:

„Wir beugen uns tief in den Staub vor dir, o Allmächtiger. Deine Wege ſind Weisheit, auch wo wir ſie nicht verſtehen und lauter Licht und Segen, auch wo ſie für uns nur Finſterniß ſind und Jammer und Elend. Du haſt Gewalt beides über Leben und über Tod und du führeſt hinunter zu der Hölle Pforten und führeſt wieder herauf; deiner Hand kann Niemand entfliehen. Du erhöreſt Gebet, darum ſoll alles Fleiſch zu dir kommen. Allein du läſſeſt uns auch rufen: Herr, wie lange willſt du mein ſo gar vergeſſen? Wie lange verbirgſt du dein Antlitz vor mir? Wie lange ſoll ich Sorge haben in meiner Seele und Angſt in meinem Herzen? Aber im Namen deines Sohnes, deſſen Kreuz hier vor uns ſteht, ſollen wir zu dir beten: Dein Wille geſchehe! Mein Vater, iſt es möglich, ſo gehe dieſer Kelch von mir; doch nicht wie ich will, ſondern wie du willſt. Wer hat brünſtiger, ja heftiger gebetet als dein Sohn; ſein Schweiß fiel auf die Erde

wie Blutstropfen, dennoch nahmst du den Kelch nicht von ihm. Dein Wille geschah. Ach alle, welche wir hier begraben, mehr als ein halbes hundert Hausväter, Söhne, Brüder, sie haben in tiefster Noth gewiß im Gebet gerungen, unter heißen Thränen gefleht. Doch dein Wille geschah. Alle die Ihrigen, die Eltern und Kinder und Freunde und Mütter und Bräute, sie haben um Errettung der Verschütteten zu dir geschrieen unablässig Tag und Nacht. Doch dein Wille geschah. Wir alle haben um sie zu dir gefleht; in allen Kirchen nah und fern ist das Volk vor dir auf den Knieen gelegen und hat zu dir gerufen: erlöse sie aus diesen schrecklichen Tiefen, Finsternissen, Todesqualen; früh und spät lagen Flehende vor deinen Altären; bei deiner unendlichen Barmherzigkeit riefen wir dich an; um deines ewigen Erbarmens Willen in Jesu Christo schrieen wir, sei ihnen, sei uns gnädig! Doch dein Wille geschah. Ja viele wagten in der Liebe dessen, der für uns am Kreuz gestorben, sich in Todesgefahren, um Brüder zu retten; so viele flehten wieder für die, welche retten wollten: Herr, laß es ihnen gelingen. Du ließest viele auch dieser, die sich opferten, den Tod finden. Dein Wille geschah. Sie sind nicht verloren, alle die nach deinem Rathschlusse im Dienst der Liebe sich hingaben, alle die ihre Seelen deinen Händen empfohlen; wer könnte sie aus ihres Heilands Händen reißen? Aber dein Wille geschah. Denn du regierest, o Herr. Du schaueſt die Erde an, so bebet sie; du rührest die Berge an, so rauchen sie. Du sprichst: Berathet einen Rath und es werde nichts daraus, redet ein Wort und es bestehe nicht. Du machst zu nichte die Gedanken der Listigen, daß ihre Hände nichts Beständiges ausführen können. Wenn du nicht baueſt, so

arbeiten die umſonſt, die am Werk bauen. So vieles unternimmt der Uebermuth ohne dich; aber du ſprichſt: Verflucht iſt der Mann, der ſich auf Menſchen verläſſet und hält Fleiſch für ſeinen Arm und mit ſeinem Herzen vom Herrn weichet. Ja deine Rechte, o Höchſter, kann Alles ändern; deine Rechte behält den Sieg. Die größten Werke der Menſchen, was ſind ſie vor den deinen; du winkſt, ſo ſind ſie nicht mehr und ſind zu Staub verweht. Die Bahn, welche durch dieſes Gebirg führen wird, geht nun durch das ſchauerlichſte Grab und die fernſten Geſchlechter ſollen hier immer wieder erinnert werden an ihre Ohnmacht und an deine Allmacht. Dir allein, Herr, gebührt die Majeſtät und Gewalt und Herrlichkeit. Du regiereſt für und für; wir aber vergehen. Du richteſt der Welt Enden. Ueber alle Welt gehen deine Gerichte. Warum du gerade dieſe Brüder, deren irdiſche Hülle wir hier beſtatten, ſterben und ſo ſterben ließeſt, das wiſſen wir nicht. Aber das wiſſen wir, du willſt auch uns demüthigen. Du könnteſt auch uns durch ähnliche Trübſal aus dem Leben gehen laſſen. Beſſeres haben wir nicht verdient. Deine Güte will uns zur Buße leiten. Du erſchütterſt uns tief und durch und durch, daß wir aus der Sicherheit aufgeſchreckt wachen und beten. Wir haben auch in deinen ſo dunkeln Führungen keinen andern Troſt, als den uns dein Sohn gegeben hat. Sein Kreuz ſteht da. Es ſteht ſchon Jahrhunderte hier in dieſem Aehrenfeld. Es wird da ſtehen, wenn die alten und neuen Bauten alle zerfallen ſind. Es wird ſtehen über der neuen Erde. Es ſieht mit ſeinem unendlichen Troſte als das Siegeszeichen der Auferſtehung auf dieſe Gräber her, als der ſichere und einzige Wegweiſer durch die dunkeln, unterirdiſchen Gänge und Verſchüttungen

und Verpeſtungen unſerer Zeitlichkeit in die wahre Lebensluft hinaus und in das Licht der Ewigkeit. Und ſo bitten wir dich, allmächtiger Gott, ſtärke du uns, daß wir hier und überall im Leben und Sterben ſagen: Dein Wille geſchehe! Dein Wille iſt gerecht und gut! Gib ihnen und uns die Ruhe der Ewigkeit! Ihnen und uns laß leuchten das ewige Licht. Amen!"

Nach dieſer Grabrede verlas der Geiſtliche noch ein Schreiben der Bau-Unternehmer, in welchem ſie allen Hülfeleiſtenden dankten, den Hinterlaſſenen Unterſtützung nach Kräften verſprachen, um ſo mehr da der Verluſt eines Gatten, Sohnes, Vaters, Bruders durch Nichts erſetzt werden könne.

Im Kreiſe des Leichenbegleites wurden dann ſchon an den Gräbern Gaben geſammelt zunächſt für die verlaſſenen Wittwen, für brodloſe Waiſen. Mancher Arbeiter und Tagelöhner ſteuerte eine nach ſeinen dürftigen Verhältniſſen große Summe.

Eine reiche Familie, welche auf der Frohburg weilte, bot auch Margariten mit herzlicher Theilnahme eine Unterſtützung. Sie dankte für die Tröſtung: „Gott richtet mich auch durch Sie auf", ſagte ſie, „doppelt erquickend iſt mir ſo menſchenfreundliches Mitleiden, da ich in der Fremde bin und in ſo ſchmerzlichen Leiden. Unterſtützung hat mein Herz wohl nöthig und Gott läßt mir ſie auch durch Sie werden. Für mein äußeres Fortkommen hat er ſchon geſorgt. Geben Sie die Gabe, welche Ihre Güte mir beſtimmte, den wirklich Bedürftigen." Und ſie nannte ihnen die Wittwe, welche, als ſie ihren Gatten unter den Todten erblickte, mit ihren ſechs Kindern zum Gebet niedergeſunken war.

Margarita ſtieg dann allein auf einem einſamen Pfade den Berg hinan, ſchaute oft zum ſteinernen Kreuz hinunter und kam in Andreas Kammer. Hier war noch alles, ſo wie er es morgens am achtundzwanzigſten Mai verlaſſen hatte. Da hing noch ſein Gewand, in welchem ſie ihn auf der Hinreiſe zum letzten Mal geſehen; da war ſein Tiſch, auf welchem er ihr geſchrieben, vor dem Fenſterchen blühten einige Blumen, zwiſchen denen hindurch er ins Gebirg hinüber geſehen; auf dem Tiſche ſtand ein Glas, darin hatte er ein Paar ſeltene Bergblumen geſtellt, ſie waren nun gewelkt; da lag auch noch ſein Tagebuch bis zum ſiebenundzwanzigſten Mai fortgeſetzt; ein Verzeichniß der von ihm geleiteten Arbeiten, der von ihm beaufſichtigten Arbeiter, ihrer Arbeitſtunden und Taglöhne. Das Alles war ihr wieder unendlich ſchmerzlich; ſie lehnte das Haupt auf den Tiſch und weinte lange.

Die Hausleute ſtörten ſie nicht; ſie hatte gebeten, man möchte ſie den Nachmittag allein laſſen.

Jetzt erſt dachte ſie, daß ihr am Sarge das Geld, das ſich bei Andreas gefunden, ſei übergeben worden und ſeine Uhr, ſein Neues Teſtament und ein Schreibbüchlein. Sie legte das alles auf den Tiſch. Das Teſtament ſchien viel geleſen. Sie öffnete das Schreibbüchlein, es enthielt meiſt Rechnungen, Bemerkungen über ſeine Arbeiter und deren Verrichtungen. Sie blätterte weiter; da hieß es: Am achtundzwanzigſten Mai, Donnerſtag Morgens um zehn Uhr ging ich in den Tunnel zur Arbeit in der Abtheilung 18 mit folgenden Arbeitern. Ihre Namen waren aufgezeichnet. Aber nun war mit Bleiſtift weiter geſchrieben; ſie ſahs mit Schrecken und Zittern; und wendete die folgenden Blätter und ſiehe: ſie hat von ihrem Andreas noch

ein Tagebuch in Händen, seine letzten Buchstaben, seine Sterbensgeschichte — vom achtundzwanzigsten Mai noch acht Tage weiter: „Gott im Himmel", rief sie, „so nahe war die Rettung!" Sie mußte sich fassen, um nun lesen zu können. Und sie las:

„Donnerstag Nachts. Ob, was ich schreibe, noch ein Sterblicher lesen, ob es mit mir auf ewig begraben sein wird, weiß ich nicht. Erlöst uns Gott, so bleiben mir diese Blätter, die ich gleichsam in meinem Grabe schreibe, heilige Gedenkblätter. Werden sie bei mir gefunden, wenn ich schon ausgeathmet habe, und noch ans Tageslicht gezogen werde, so lieset du sie vielleicht, liebe Margarita, und sie sagen dir, daß ich deiner bis zu meinem letzten Odemzuge gedacht.

Wir sind in einer schrecklichen Lage. Was ich befürchtet, geschah. Ich sprang, was ich mochte, noch in den hintersten Tunnel und rief zur schnellsten Flucht. Viele wollten nicht glauben. Ich selber stürzte fort, ich hätte noch entfliehen können, aber ich glitschte auf dem nassen Wege aus, und vor mir prasselten die rauchenden Balken mit dem Schutte des Schachtes in den Tunnel herab. „Zu spät! zu spät!" schrieen, seufzten, die mit mir enteilen wollten. Einige stießen Verwünschungen aus über solche Unternehmungen. Andere fluchten, daß man sie nicht frühe genug gewarnt und hinausgerufen. Es waren gerade die, welche mir nicht hatten glauben wollen. Die meisten waren todtenblaß und stumm und starr vor Schrecken. Der Rauch zwang uns, in den Tunnel uns zurückzuziehen.

Ein Engländer zuerst sprach uns Muth ein: „Ich bin schon neun Tage verschüttet gewesen; wir fristeten unser Leben mit Wasser und mit dem Talg unserer Kerzen. Im

ſchlimmſten Fall haben wir für längere Zeit Nahrung. Pferde ſind mit uns eingeſchloſſen. An Thee, Rum, Oel und Kerzen iſt ein Vorrath vorhanden. Aber jetzt gilts, in Ruhe und Ordnung die Arbeiten von außen abzuwarten. Gewiß ſind die ſchon am Werk. Hunderte können und werden uns helfen, deß dürfet ihr gewiß ſein. Sie werden raſtlos arbeiten und es iſt möglich, daß wir ſchon Morgen wieder befreit ſind. Aber Ihr müßt Euch freiwillig einer Ordnung fügen, die wir jetzt verabreden wollen, damit nicht, was die einen etwa verſuchen, den andern und allen verderblich werde."

Viele ſagten: das wollen wir. Andere waren wie taub, andere wie ſinnlos. „Wir müſſen hinaus!" riefen ſie, und ergriffen das Werkzeug, den Schutt zu durchgraben. „Thut das nicht!" ſagte ich, „Ihr kommt im Rauch um oder im Kohlendampf. Laſſet beides durch den offenen Schacht ſich verlieren!" Es half nichts; etwa zehn oder zwölf eilten vorwärts und fingen an zu graben. Sie ſind an ihrer Arbeit erſtickt und liegen in den Löchern des Schuttes, die ſie gegraben. Einige hatten das Rohr der Luftleitung zerbrochen und hofften aus demſelben geſundere Luft zu erhalten. Umſonſt. Wir aber holten die ſieben Pferde und haben ſie zu hinterſt in den Tunnel gebracht. Der Rauch hat ſich etwas gemindert. Das Waſſer aber am Schutte ſchwillt an. Allein wir hören außerhalb graben und ſo wird dem Waſſer bald wieder Abfluß werden.

Der Bach, der lauteres Trinkwaſſer iſt, kann uns dann noch retten helfen. Einzelne haben auch noch etwas Brot bei ſich.

Wir haben uns in Rotten getheilt, die einen wachen, während die andern ſchlafen, die einen lauſchen auf Alles,

was sich von außen hören läßt, die andern besorgen die, welche sich übel befinden, denn einige sind vom Schrecken auch vom Rauch und der schwülen Luft angegriffen.

Ich halte gerade Wache und sitze etwas hinter dem Rauche mit einigen andern auf einem Schubkarren. Wir hören draußen graben. Der Rauch mindert sich, er scheint durch den Schacht aufsteigen zu können.

Die mit mir Wachenden bitten mich, ihnen aus der Bibel vorzulesen; ich thue es.

Freitag, den 29. Mai Abends.

Wie ich gestern noch die Wache hatte, hörten wir Wasser in den Schacht stürzen. Rauch und Dunst mehrte sich wieder. Ich weckte den Engländer. Er erschrack. Er war meiner Meinung, sie sollten im Schacht dem Feuer, Rauch und Dunst freien Abzug lassen; dieses heruntergeschüttete Wasser könnte uns verderblich sein. Wir waren froh, daß von dem sich schwellenden Tunnel-Bache die Massen Steinkohlen neben der Schmiede umgeben und vom Feuer abgeschlossen wurden. Wir stellten uns, so viele noch unser waren, an den Schutt und riefen: „Nicht Wasser! lösches nicht! öffnet! öffnet!“ Allein sie scheinen uns weder draußen noch droben gehört zu haben. Denn von oben wurde heute noch den ganzen Morgen Wasser heruntergestürzt.

Das Graben draußen hat aufgehört. Einige der Unsern werden angsthafter. Andere waren nicht mehr zu halten, sie versuchten neuerdings, durch den Schutt zu brechen. Der Engländer wollte sie mit Gewalt hindern, er ist aber in der Nähe des Schuttes mitsammt den übrigen erstickt.

Ich schlug vor, eine Quer-Wand in der ganzen Breite und Höhe des Gewölbes aufzuführen. Wir hätten Laden und Balken genug. Wir könnten uns gegen Rauch und

Dunst und Stickluft abschließen. Die Mehrheit stimmt mir nicht bei. Sie ist muth- und kraftlos; die meisten sind außerordentlich schläfrig; auch ich lege mich auf ein Brett hin, vielleicht zum ewigen Schlaf. Wie Gott will!

Samstag, Abends den 30. Mai.

Der Schlaf hatte uns die vorige Nacht etwas erquickt. Ich und einige andere wir wären noch im Stande zu arbeiten. Aber ohnmächtig lassen wir die Hände sinken. Ach spürten doch diese gänzliche Ohnmacht so viele, die da meinen, Gott selber und seine unendliche Kraft und seinen Willen überwinden zu können, mit dem er die Welt regiert. Wir sind in seiner Hand; dieß ist unser einzige Trost. Es ist wohl der letzte Samstag, den wir hienieden leben. Und wenn wir auch wieder ans Tageslicht gebracht werden, so ist ihm unser Auge auf ewig geschlossen. Aber du, o Gott, wirst den Morgenstern aufgehen lassen unsern Seelen.

Jetzt brauche ich meine Kameraden im Grabe nicht mehr aufzufordern zum Gebet und zum Bibellesen. Sie sagen selber: Andreas, bete mit uns, lies uns vor aus Gottes Wort. Ich las ihnen heute die Geschichte vom verlornen Sohn, das fünfzehnte Kapitel des ersten Briefes an die Korinther und etliche Psalmen, den zweiundvierzigsten und die andern ähnlichen Inhalts.

Wir hörten heute draußen nicht mehr arbeiten. Hat man uns aufgegeben? Einigen war es, sie hörten das Geräusch von Feuerspritzen. Müßte also wieder neuerdings Feuer ausgebrochen sein?

Einige wurden heute zum Sterben schwach. Auch ihnen können wir nicht helfen. Wir haben noch etwas Rum. Wir sparen ihn für die schwächer Werdenden, allein es

erfacht ihnen die erlöschende Lebensflamme nur noch für Augenblicke.

Seit wir nicht mehr graben hören, liegen die Meisten muthlos hin und wünschen sich den Tod.

Nur der Hunger nöthigt sie noch, sich zu regen. Brot haben wir keines mehr. Wir werden endlich eines der Pferde schlachten müssen, ehe diese alle auch verhungern. Einige haben die Taschen der Entschlafenen durchsucht, ob sie nicht Brot oder andere Nahrung finden. Wir riethen ab; sie aßen dennoch, was sie gefunden.

Wie danke ich Gott, daß ich mitten in den Schrecknissen des Grabes und des Todes sein Wort des Lebens für mich und die andern bei mir habe, in der Jugend auch eine Menge unserer Kirchenlieder auswendig lernen mußte. Sie sind mir jetzt alle gegenwärtig. Alle Tage bete ich sie selber und bete ich sie den Todesgefährten vor: So mangelt uns doch nicht die geistliche Speise. Ein wahrer Balsam sind nun mir, und jetzt kann ich sagen, allen andern die Lieder: Was Gott thut, das ist wohlgethan, oder: Warum sollt' ich mich dann grämen, oder: Nicht so traurig, nicht so sehr, oder die Sterbenslieder: Wer weiß, wie nahe mir mein Ende; Wachet auf! ruft uns die Stimme.

Und so lege ich mich in Gottes Namen auch wieder nieder und sage:

Fahr hin! die andere Sonne,
Mein Jesus, meine Wonne
Gar hell in meinem Herzen scheint.

Pfingst-Sonntag, den 31. Mai.

Es sind in dieser Nacht vom Samstag auf den Sonntag wieder etliche entschlafen. Sie wünschten, ich möchte

noch mit ihnen beten. Unsere Lieder sind ein lebendiges Gebetbuch. Einige der im Ende liegenden waren noch von schweren Gewissensqualen gepeinigt. Die Sterbenden erleichterten ihr Herz durch Bekenntnisse gegen mich. Ich tröstete sie mit dem Evangelium: im Himmel ist Freude über einen Sünder, der Buße thut, und: heute wirst du bei mir im Paradiese sein.

So helfen die Sterbenden den Sterbenden; wirklich heißt es von uns:

Mitten wir im Leben sind
Mit dem Tod umfangen.

Die Schwankenden drücken den Hingesunkenen noch das Auge zu. Wir müssen sie liegen lassen wo sie im Tunnel sich selbst hingelegt. Wir sind zu schwach, Gräber zu graben. Wir sind ja alle in Einem Grab. Werden wir aufgefunden, so werden wir dann neben einander gelegt werden, Gruft an Gruft.

Wie wir heute beisammen saßen, sagte mehr als einer: Es ist Sonntag. „Ja", sagte ich, „heiliger Pfingst-Sonntag. Wenn Gott wollte, er könnte auch über uns einen Sturm daher brausen lassen, er könnte durch ein Erdbeben unsern Kerker öffnen, wie er ihn dort den Aposteln geöffnet hat. Aber auch hieher kann er uns seinen heiligen Geist senden: daß wir sagen: leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn; darum wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn. Tausende könnten heute unter der herrlichen Pfingstsonne Pfingsten feiern und thun es doch nicht. Nicht wahr, meine Brüder, wenn uns Gott wieder ins Leben hinausführen würde, wir wollten diesen Pfingsttag ewig nie vergessen und ihn unser Leben

lang feiern mit Lob und Dank. Aber auch hier wollen wir ihn feiern. Gott ist gegenwärtig, lasset uns anbeten." Ich betete dieses herrliche Lied. Wenn wir im Gebirge Schätze von Edelsteinen finden, was wären sie alle gegen dieses Eine Lied? Ich las ihnen dann die Pfingstgeschichte vor und aus dem zweiten Brief an die Korinther das fünfte, sechste und das zwölfte Kapitel und einiges aus den Abschiedsreden des Herrn, auch die Einsetzung des heiligen Abendmahls. „Ach könnten wir's genießen!" sagten einige. „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind", antwortete ich, „da bin ich mitten unter ihnen, tröstet der Herr; und ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende. Und wie er hingegangen ist und hat gepredigt den Geistern im Gefängniß, so ist er auch bei uns in den Finsternissen des Todes und richtet unsere Füße auf den Weg des Friedens."

Wir knieeten wieder hin wie schon oft und beteten unter heißen Thränen. Und Gott stärkt uns wieder und rettet unsere armen Seelen vor Verzweiflung.

Pfingst-Montag, den 1. Juni.

Wir hören seit gestern vorn im Tunnel wieder arbeiten, ebenso das Summen eines Ventilators. Auch in unserem Raume wird die Luft verdorbener. Es wagt sich keiner mehr vorwärts zu den Leichen. Diejenigen, welche sich nicht warnen ließen und wieder dorthin vordringen wollten, kehrten nicht mehr zurück. Dort fänden wir einen schnellen Tod. Allein wir wollen ausharren, so lange es Gottes Willen ist.

Heute ist Pfingst-Montag. An diesem Tage hoffte ich mit dir, o du liebe Margarita, wieder heimzukehren. Ach bist du hergekommen, so stehst du an meinem Grabe. Du

würdeſt hereindringen und uns retten, wenn du könnteſt. Doch du beteſt auch mit uns, das weiß ich; ja ich fühl' es. O du liebe Seele; Gott erleichtere auch dir deine Schmerzen!

Es vermehrt unſern Jammer, wenn hier die Hausväter ſeufzen und klagen um ihre Frauen und Kinder, die Söhne um ihre hülfloſen Eltern; und ich bin nicht der einzige, der meint, um ſeiner theuren Braut willen ſollte ihm geholfen werden. Dann knieen wir wieder hin und beten für die Unſrigen, daß euch Gott tröſte, daß er die Wittwen und Waiſen und Verlobten nicht verlaſſe.

Dienſtag, den 2. Juni.

Es iſt ſchon der ſechste Tag unſerer Verſchüttung. Wir ziehen unſere Uhren ſorgfältig auf und zählen die Stunden. Ach ſie werden lang und immer länger. Wir danken Gott, je mehr Stunden wir ununterbrochen ſchlafen können. So drückt uns dann doch nicht unſer Elend. Und Gott ſtärkt uns wieder durch den Schlaf. Ja ich träumte ſogar von Erlöſung. Ich ſtand mit dir, Margarita, auf den grünen Höhen des Berges, in deſſen Tiefen wir begraben ſind. Wir ſchauten Hand in Hand in all die Schönheiten des Landes. O wenn uns Gott dieſes Glück noch ſchenkte! Wie würden wir hinknieen und ihm danken! Aber wie Gott will! Im Himmel wird es noch ſchöner ſein und dort werden wir auch miteinander anbeten und lobpreiſen. Dort wird kein Tod mehr ſein, noch Leid, noch Geſchrei, noch Schmerzen.

Dieſes las ich heute vor aus der Offenbarung. Wir ſind wohl dem ewigen Lichte näher als dem Tagesſchein, dem wahren Vaterland näher als der irdiſchen Heimat.

Mehrere ſind dieſe Nacht und dieſen Morgen wieder

entſchlafen. Es werden, wenn auch der Schutt heute oder morgen durchbrochen wird, nur noch wenige gerettet.

Doch hören wir noch nicht graben. Sie müſſen draußen Schwierigkeiten auf Schwierigkeiten gefunden haben.

Mittwoch, den 3. Juni.

Wir hörten die ganze Nacht wieder am Schutte graben. Auch war uns, es tönte draußen vor dem Schutte ein dumpfes Rufen. Einige meinten, das Blaſen von Signalhörnern vernommen zu haben. Wir wären jedenfalls zu ſchwach, um zu antworten. Vorwärts wagen wir uns nicht mehr. — Jetzt iſt's wieder ſtill geworden. Man kann, ſcheint es, nicht vordringen. Wir ſind aufgegeben. So haben wir denn unſere Seelen in die Hände Gottes empfohlen und ihn um Verzeihung aller unſerer Sünden gebeten, und um ein ſchnelles und ſeliges Ende ihn angefleht. Wir verzeihen auch allen, die uns je beleidigt und gekränkt und bitten: verzeihet auch uns, vergeſſet, was wir gefehlt. Betet für uns!

Am Abend. Wir hören wieder arbeiten. Aber wir ſterben, ehe ſie durchdringen. Die Luft wird immer ſchwüler. Es dringt Stickluft gegen uns. Auch nimmt der Hunger überhand. Wir haben ein Roß geſchlachtet. Wir könnten ſo unſer Leben noch länger friſten. Aber die Hitze nimmt zu, das Athmen wird ſchwerer. Ach wie qualvoll! bei geſundem Leibe nicht friſch athmen zu können. Wir ziehen uns aus, wir lehnen den Kopf über den Bach; es dünkt uns, wir athmen etwas leichter. Aber die vielen Leichen um uns her vermehren den ſchrecklichen Dunſt. Wir athmen unter Verweſenden. Ach Herr, wie ſo lange!

Donnerſtag, den 4. Juni.

Viele ſind dieſe Nacht entſchlafen, auch jene wenigen unter uns, welche die tiefſte Noth nicht zum Beten ge-

bracht. Sie blieben verſtockt bis ans Ende. Sie ſpotteten unſer, verwünſchten das Schickſal, den Zufall und die blinde Natur.

Wir ſind alle auf das Gewölbegerüſt geſtiegen. Die Luft unten wird immer verdorbener. Wie wir das Pferdefleiſch braten wollten, brannte das Feuer nicht mehr, auch unſere Kerzen erloſchen. Wir haben auf das Gerüſte hinauf den Waſſerkrug, Oel und einige Lampen genommen und ſie aufgehängt. Sie brennen nur ſchwach; es ſind die Lichter in unſerer eigenen Gruft.

Donnerſtag Nachts. Ich bin aus Bangigkeiten erwacht. Meine Kameraden ſchlafen; einige wenige neben mir athmen noch ſchwach. Ich höre die Arbeit näher kommen. Ich wage mich nicht von der Stelle. Das hinunterſteigen iſt mein gewiſſer Tod. Herr, wie du willſt! Ich übergebe mich dir ganz und gar! Tröſte meine Margarita! Theure Seele

So weit ging das Tagebuch. „Allmächtiger", ſagte Margarita, „ſo nahe war die Rettung. Aber es war dein heiliger Wille, o Gott; er ſollte ſchon jetzt dahin kommen, wohin wir alle berufen ſind. Und du ließeſt ihn ſelig entſchweben aus den Tiefen der Verweſung. — Dich erquickt nun die reinſte Himmelsluft. Und ich bin bei dir und bleibe dein." So ſenkte ſie den Kopf auf das Büchlein und weinte lange. Da Margarita länger allein geblieben, öffnete die Hausfrau leiſe die Kammerthüre, nachzuſehen, ob der Trauernden etwas zugeſtoßen. Margarita ſagte: „ſehet den Abſchied und das Vermächtniß meines Andreas. Gott tröſtet mich damit des Beſten. Ich weiß, daß mein Freund als ein Chriſt und im Frieden des Herrn heimgegangen iſt."

Am folgenden Tage wurde Margarita von der Hausmutter jener reichen Familie beſucht, welche einen Sommeraufenthalt auf der nahen Frohburg machte. Sie bot ihr nochmals ihre Hülfe an. „Ich will mich“, ſagte Margarita, „fürderhin ganz der Führung Gottes überlaſſen. Der Menſch denkt und Gott lenkt. Eins aber bitte ich für jetzt, Sie auf die Frohburg begleiten zu dürfen, um von dort auf meines Andreas Grab hinunter zu ſehen. Er hatte ſich gefreut, wie wir miteinander von dieſen grünen Höhen in die ſchöne Welt da hinaus blicken werden und jetzt will ich von dort zu ihm hinüberſehen in die beſſere Welt.“

So ſtieg ſie dann auf die Frohburg hinauf und von einer nach Trimbach hinunter ſehenden Höhe, ſchaute ſie lange nach dem ſteinernen Kreuze zunächſt dem Grabe ihres Andreas.

Sie erfuhr die wenige Zeit, die ſie noch auf Hauenſtein blieb, viel Theilnahme. Selber der Bauer der Sommerau war von ihrem und des Andreas Schickſal ſo gerührt, daß er ihr ſchrieb und eine nicht geringe Gabe ſchickte, welche ſie hinwieder jener Wittwe ſchenkte.

Auf eigenen Antrieb und unter Vermittlung jener reichen Frau trat ſie dann in eine Diakoniſſen-Anſtalt